

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertelj. 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Seuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Annahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55.
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen

Nr. 40.

Sonnabend, den 4. Oktober 1890.

IV. Jahrgang.

Zum 1. Oktober. — Die Praxis des preussischen Vereinsrechtes. — Deutsche Warte. — Hausindustrielles Glend. — Sein „Eroberungsrecht“ mehr? — Zur Harmonielehre. — Verein für Sozialpolitik. — Republikanische Agitation in Portugal. — Ein Geständniß. — Dentlich. — Gewerkschaftliches. — Gedicht. — Novelle. — Aus meinem Säuer-Spiegel. — Ein bürgerliches Schauspiel. — Zur Kunstgeschichte.

Zum 1. Oktober.

Durch Nacht zum Licht, durch Irrthum zu der Wahrheit!
Seht ihr im Sonnenschein die Schatten flieh'n?
Seht ihr, wie vor der zauberhellen Klarheit
Die dichten Nebel in die Weite zieh'n?
Durch Nacht zum Licht!

Durch Nacht zum Licht! Durch Kampf und Noth
zum Siegen!
Durch Gram und Leid, nur immer unentwegt,
Nur vorwärts Volk, du kannst nicht unterliegen,
Du folgst dem Trieb nur, der dich aufwärts trägt
Durch Nacht zum Licht!

Durch Nacht zum Licht! Die Vögel jubeln,
Das Morgenroth bricht farbenprächtig an,
Wie wirst du einst gewaltig triumphiren,
Du Arbeitsvolk! O glaube fest daran!
Durch Nacht zum Licht!

Durch Nacht zum Licht! O schwindet hin, ihr
Sorgen!
Erwache jubelnd, neugeborne Welt!
Und du grüß' jauchzend deinen Frühlingmorgen
O Arbeitsvolk, du ritterlicher Held!
Durch Nacht zum Licht!

R. R. v. Stern.

Die Praxis des preussischen Vereinsrechtes.

III. Formen von Vereinen.

Nach dem Vorhergesagten ist es klar, daß es für diejenigen Vereine, die der besonderen Beaufsichtigung durch die Polizei unterstellt sind, die also entweder eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezwecken oder welche die enger umgrenzten „politischen Gegenstände“ in Versammlungen erörtern wollen, zwei verschiedene Formen geben muß. Die letzteren Vereine müssen darauf verzichten, mit Vereinen gleicher Art, d. h. mit solchen, die auch politische Gegenstände in Versammlungen erörtern, in Verbindung zu treten, und können nicht Frauen, Schüler und Lehrlinge als Mitglieder aufnehmen, noch sie zu ihren Sitzungen und Versammlungen zulassen.

Die Vereine sind also vor die Wahl gestellt, entweder auf das Recht, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern, oder auf das Recht, mit anderen Vereinen in Verbindung zu treten, zu verzichten.

Diese Wahl kann manchmal eine recht schwierige sein, es kann fast gleichwertige Gründe für die eine oder die andere Wahl geben. Ist sie aber einmal getroffen, so ist der Verzicht auf das Recht, das man geopfert hat, auch mit aller Sorgfalt und Wachsamkeit durchzuführen. Hat man eine Reihe von Vereinen gegründet, die mit einander in Verbindung stehen, so hat jeder dieser Vereine wie auch die Zentralstelle auf das ängstlichste jede Erörterung politischer Gegenstände in ihren Versammlungen zu vermeiden, es darf in denselben nichts verhandelt werden, was der gesetzlichen Rege-

lung durch den Staat oder der Einwirkung der Staatsorgane unterliegt oder sich unter den Begriff der Staatswissenschaften unterordnen läßt, wie es in einer Ministerial-Verordnung ausgesprochen ist.

Von den Verhandlungen solcher Vereine ist also, wenn es sich um Arbeitervereine handelt, alles auszuschließen, was sich erdreist auf das Koalitionsrecht der Arbeiter, den gesetzlich zu regelnden Arbeiterschutz, die Abkürzung der Arbeitszeit, die Arbeiter-Versicherung, die Bestimmungen der Reichs-Gewerbe-Ordnung, des Berggesetzes, auf die Schiedsgerichte, die Verfassung der Krankenkassen und Knappschaftskassen, soweit sie durch Gesetz geordnet sind, den Einfluß der Zölle und Abgaben auf die Lebenshaltung der Arbeiter, sobald eine Aenderung des bestehenden Zustandes durch Umgestaltung der Gesetzgebung und der amtlichen Anordnungen angestrebt wird.

Vor Allem ist das ganze sozialistische Gebiet in seiner weitesten Ausdehnung zu meiden und keine Frage zu berühren, zu deren Lösung eine Aenderung der bestehenden Einrichtungen des Staates notwendig wäre, oder die eine Aenderung dieser Einrichtungen verursachen würde. Die Beprechung über die Einrichtung einer Arbeitsstätte, einer Arbeitervertretung gegenüber den Unternehmern, die Forderung der gesetzlichen Gleichberechtigung der Arbeiter, Forderungen, die nur durch Gesetze zur Durchführung gelangen können, sind solchen Vereinen, die mit einander in Verbindung stehen, streng verboten.

Man sieht, es bleibt außer dem privatrechtlichen Gebiete, und dies nur, so weit es sich nicht auf die Gesetzgebung, sondern nur auf die Auslegung der Gesetze bezieht — wenig übrig, was solche Vereine in den Kreis ihrer Erörterungen ziehen dürfen. Sie dürfen ein Urtheil kritisiren, aber nicht die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der Abänderung des Gesetzes erwägen, das zur Fällung des ungerechten Spruches geführt hat.

Der Arbeiter steht in der heutigen Staatsordnung einer Klassengesetzgebung gegenüber, die ihm überall ihre Spitzen entgegenkehrt. Hat er sich an einer dieser Spitzen verletzt, so darf er in solchen Vereinen, die unter einander in Verbindung stehen, zwar seinen Schmerz über die Verwundung Ausdruck geben, er darf aber nicht die Beseitigung der Spitze, die ihn ungerecht schädigte, verlangen.

Man sieht, die Beschränkung solcher Vereine, die mit einander in Verbindung stehen, ist eine sehr große, sie müssen viele Rechte aufopfern, um sich am Leben zu erhalten. Indessen ist ihnen für das gewerkschaftliche Gebiet noch immer die Wirksamkeit gelassen, auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen einen je nach ihrer Kraft ziemlich weitgehenden Einfluß ausüben zu können, wenn man sich hier sorgfältig davor hütet, jemals an das Gebiet der Gesetzgebung, des Staates zu streifen. Die Frage, ob die Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, die über die Grenzen eines einzelnen Werkstells hinausgreift und ein ganzes Gewerbe umfaßt, eine öffentliche Angelegenheit ist oder nicht, ist für Preußen nur für die Frage von Bedeutung, ob die Versammlungen, in welchen solche Gegenstände verhandelt werden, angemeldet werden müssen. Wenn man diese Frage bejaht, so ist die öffentliche Angelegenheit doch noch nicht ein politischer Gegenstand, und kann das Bestehen des Vereins also nicht in Frage stellen.

Auf eine milde Anwendung des Vereinsgesetzes in Preußen Arbeitern gegenüber ist nicht zu rechnen.

Der § 8 des Vereinsgesetzes sagt: Die Polizeibehörde „ist berechtigt“, Vereine zu schließen, die dem Gesetze entgegen handeln. Verpflichtet dazu ist sie nicht. Sie begehrt keine Gesetzesverletzung, wenn sie es nicht thut.

Wir halten diese Feststellung für ganz besonders nothwendig gegenüber den Ausführungen in manchen Blättern und Reden, die den Arbeitern rundweg

empfehlen, sich ebenso zu organisiren, wie die Unternehmer sich organisiren; der § 8 des preussischen Vereinsgesetzes läßt nicht nur eine verschiedene Anwendung des Gesetzes zu, sondern setzt sie sogar voraus. Er bestimmt nicht, wann ein Verein geschlossen werden, wann eine Versammlung aufgelöst werden muß, sondern nur wann dies geschehen kann.

Die gesetzliche Gleichberechtigung findet in diesem Paragraphen keinen Ausdruck, er regelt nur die Befugniß der Polizei, ohne ihr ein Verhalten vorzuschreiben. Das ist ebenso im § 5 des preussischen Vereinsgesetzes der Fall, der von der Befugniß der überwachenden Polizeibeamten zur Auflösung einer Versammlung handelt. Diese tatsächliche, im Gesetze begründete Verschiedenheit der Behandlung in ihrem Wesen ganz gleicher Vereine, je nachdem der Verein von Unternehmern oder von Arbeitern gebildet wird, ist ein schwerer Fehler des Gesetzes, aber wir müssen damit rechnen.

Diese Arbeit bezweckt nicht, eine Aenderung der Gesetzgebung zu bewirken, sondern die bestehenden Gesetzgebung den Beteiligten vor Augen zu führen. Die Redensart: „Wir müssen uns ebenso organisiren, wie die Unternehmer!“ zeigt von Unkenntniß der bestehenden Gesetzgebung und setzt dem Organisationsstreben der Arbeiter ein vorerst nicht zu erreichendes Ziel, bringt die Organisationen in Gefahr.

Die Arbeiter können die Unternehmerorganisationen nicht nachahmen, sie müssen durchaus abweichende Formen suchen, wenn sie nicht Zeit, Mühe und Geld verschwenden wollen.

Wenn man also eine Organisationsform wählt, die ein Inverbindung-treten einzelner Vereine erfordert, so sei man sich auch dessen voll bewußt, was man dadurch für Beschränkungen des Versammlungsrechtes sich auflagt. Man umgrenze den Zweck des Vereins scharf und bestimmt, und halte sich strenge und überall innerhalb dieses Zweckes. Das gilt für die Gewerkschaften.

Sehr gefährlich und schwierig wird aber die Sache, wenn es sich darum handelt, eine wirklich politische Organisation zu gründen, die sich über mehrere Orte erstreckt.

Die einfachste Form einer solchen Organisation, die von vorne herein auf Einzelvereine, die mit einander in Verbindung stehen, verzichten muß, ist der Verein mit Einzelmitgliedern an den verschiedenen Orten. Man gründet an einem beliebigen Orte einen Verein und stattet ihn hier mit den üblichen Organen aus, die aus Wahlen der Vereinsmitglieder hervorgehen und alle an diesem einen Orte ihren Sitz haben.

Man kann Vorstand, Aufsichtskommissionen und andere Verwaltungskörperschaften einsetzen und ohne Gefahr in Thätigkeit treten lassen. Der Vorstand und die anderen Körperschaften können sich gesondert versammeln und in Verbindung miteinander ihren Dienst zur Verwaltung des Vereins ausüben. Sie sind nach der heute geltenden Auffassung Organe eines Vereins, nicht besonderer Vereine.

Ein anderes Gesicht würde die Sache aber sofort annehmen, wenn die verschiedenen Verwaltungskörperschaften an verschiedenen Orten ihren Sitz hätten. Der Verein würde dadurch an jedem dieser Orte ebenfalls eine „Vereinsthätigkeit“ ausüben und dieses genügt, um Zweigvereine als bestehend anzunehmen.

Die Mitglieder des Vorstandes oder der Kommissionen können wohnen wo sie wollen, sie brauchen nicht am Orte des Vereines zu wohnen. Ihre Thätigkeit muß aber am Orte, in dem der Sitz des Vereines ist, sich äußern, nur hier dürfen sie Sitzungen halten, hier muß ihre geschäftliche Stelle sein.

Diese Ansicht leiten wir nicht aus einem ergangenen Erkenntniß ab, sondern aus der Praxis der Polizeibehörde, die bisher nicht gegen verschiedene Kommissionen ein und desselben politischen Vereines, die an einem Orte bestanden und mit einander ihre Thätigkeit ausübten, vorgegangen ist.

Damit wäre die eine Organisationschwierigkeit der Vereine mit zerstreut wohnenden Mitgliedern gehoben. Es bleibt eine andere, größere Schwierigkeit.

Wird ein solcher Verein, der seine Mitglieder über viele Orte, über ganz Deutschland, erstreckt, sehr groß, und besitzen die Mitglieder wenig Geldmittel, sind sie mit geringer Ausnahme arm, so ist es nicht möglich, daß alle Mitglieder zu den Vereinsversammlungen, selbst wenn diese nur alle Jahre einmal stattfinden, erscheinen. Die Kosten werden dazu zu groß für die einzelnen Mitglieder.

Wo dieser Umstand nicht mitspielt, wo unter den Mitgliedern überall eine größere Anzahl von Personen vorhanden ist, die eine Ausgabe von 100 und mehr Mark ohne Beschwerde leisten können, und wo diese Personen zugleich das volle Vertrauen der übrigen Vereinsmitglieder an ihrem Wohnorte besitzen, wo also eine Wahl nicht erforderlich erscheint, um die Gesamtheit der Mitglieder eines Ortes zu vertreten, da macht sich die Sache ziemlich einfach. Man beruft die Vereinsversammlung als Wanderversammlung nach einem beliebigen Orte. Von den Mitgliedern erscheint wer kann und will; es ist höchstens eine ganz private Verständigung darüber an einzelnen Orten nöthig. „Wirst Du reisen?“ „Du auch?“ „Es wäre gut, wenn der und der noch mitläme!“ In solcher Form ist die Sache erledigt.

Wirklich hat so der ehemalige sehr große „Nationalverein“ seine Mitgliederversammlungen abgehalten, freilich wurden diesem Vereine auch von Preußen aus keine Hindernisse bereitet.

Der Verein „Deutsche Volkspartei“ hält noch heute seine Generalversammlungen in dieser Form ab. Es findet weder Abordnung noch Wahl statt. Stimmberechtigt ist jedes erscheinende Mitglied. Damit aber die Lokalanstalt eines Ortes nicht zu sehr vorwiegen kann, ist im Statute bestimmt:

„Wird seitens eines Mitgliedes vor einer Abstimmung die Zahl der stimmberechtigten aus einem Orte anwesenden Parteimitglieder als im Verhältnis zu den übrigen anwesenden stimmberechtigten Mitgliedern zu hoch beanstandet, so haben sich dieselben über die Stimmsführung in der Weise zu verständigen, daß auf je 10 Mitglieder des betreffenden Ortes, für welche Mitgliederbeitrag bezahlt ist, eine Stimme entfällt.“

Damit ist für die Kreise, aus welchen der „Deutsche Volksverein“ seine Mitglieder zieht, die Sache gut und zweckmäßig geregelt. Diese Form ist aber für unsere Kreise unbrauchbar und undurchführbar.

Wollen die Mitglieder eines Ortes, die einer ähnlichen von uns zu gründenden politischen Organisation angehören, auf der Mitgliederversammlung vertreten sein, so müssen sie gemeinsam die Kosten der Vertretung aufbringen und in Folge dessen die Vertretung wählen.

Das erstere, das Aufbringen der Kosten, ließe sich allenfalls noch so bewirken, daß dazu eine besondere Steuer der einzelnen Mitglieder an den Hauptverein bezahlt wird, die Bezeichnung der Mitglieder aber, welche nun zur Versammlung als Vertreter reisen sollen, wird bei einigermaßen bedeutenderer Zahl der Mitglieder an einem Orte nicht möglich sein, ohne „gemeinsam an die Öffentlichkeit hervorzutreten“, man wird eben eine Versammlung der Vereinsmitglieder berufen müssen. Das genügt, um für den betreffenden Ort eine eigene Vereinsthätigkeit festzustellen, und damit ist die Sache aus, nun schnappt die Falle des § 8 zu.

Wir machen hierbei nochmals darauf aufmerksam, daß zur Feststellung der Thatsache des Bestehens eines Vereines durchaus weder Statuten noch förmlich gewählter Vorstand erforderlich ist, daß es nur darauf ankommt, daß Personen sich zur Erreichung eines Zweckes unter einer Leitung, die hier in der Person des Einberufers oder Leiters der Versammlung gefunden werden dürfte, für längere Dauer vereinigt haben. Diese Vereinigung würde in der Zahlung dauernder Beiträge ohne Zweifel gefunden werden.

Hier liegt, unseres Erachtens, für uns eine nicht zu überwältigende Schwierigkeit. Die Bildung eines Vereines zu politischem Zwecke, der sich über mehrere Orte erstreckt, erscheint uns für unsere Verhältnisse unmöglich.

Man möge es versuchen, die Erfahrungen werden sprechen.

Unserer Meinung nach geht es nicht anders, als in der Weise, in welcher eine andere große Partei der Opposition auch organisiert ist. Man bildet Vereine an den einzelnen Orten zur Ausflärung, und gründet eine thätige, möglichst zu fördernde Presse. Die Vereine haben als politische Vereine keine andere Verbindung mit einander als durch die Presse.

Der Parteitag wird beschied durch Vertreter, die in öffentlichen Versammlungen ohne Kontrolle der Be-theiligung gewählt werden.

Der Parteitag wählt einen „weiteren Ausschuß“, der aus seiner Mitte wieder den engeren Ausschuß, die eigentliche Geschäftsleitung einsetzt.

Der Ausschuß wäre dann nach der leitenden Rechtsauslegung ein Verein, die Geschäftsleitung aber nur eine Kommission des Vereines, mit dem sie an demselben Orte ihren Sitz hat. Die Funktionen beider Körperschaften können durch den Parteitag beliebig geregelt werden.

An den einzelnen Orten werden in öffentlichen Versammlungen für die geschäftliche Leitung am Orte Kommissionen gewählt, die in ihren Versammlungen nicht nöthig haben, politische Gegenstände zu erörtern.

Sie sorgen für Einrichtung von Geldsammlungen u. s. w. Zur Herausgabe und Verbreitung der politischen Blätter bilden sich besondere Kommissionen, die, wenn sie auf den Inhalt der Blätter Einfluß üben, denselben also in ihrem Kreise erörtern, nicht mit anderen Vereinen oder Kommissionen ähnlichen Zweckes in Verbindung treten dürfen, dies aber, wenn sie nur die Verwaltung und Verbreitung besorgen, ohne Befürchtung thun dürfen.

Wir sehen keinen anderen brauchbaren Weg, in Preußen für Arbeiterkreise eine zweckentsprechende Organisation zu schaffen. Selbst diese wird erster Anfechtung ausgesetzt sein. Man wird von Seiten der Polizei und der Staatsanwaltschaft fortwährend versuchen, die öffentlichen Versammlungen in Beziehung zu den etwa am Orte bestehenden politischen Vereinen zu bringen und es wird viel Rechtsamkeit und Ueberlegung dazu gehören, dies zu verhindern.

Der Kampf gegen uns ist bis heute hauptsächlich ein Kampf gegen die Organisation gewesen. Der Kampf gegen unsere Lehren und Meinungen ist diesem Kampfe gegenüber weit zurückgetreten. Es wird auch ferner so bleiben, es wird ferner der Kampf gegen die Organisationen noch viel mehr in den Vordergrund treten, da das Sozialistengesetz, welches die Polizei gegen Meinungen aufbot, sich besonders in dieser Richtung als gänzlich machtlos gezeigt hat und vom gemeinen Recht nicht gut übertroffen werden kann. Der fortwährende große und kleine, versteckte und offene Krieg gegen unsere Organisationen, gegen die Form, in der wir unsere Zusammengehörigkeit bethätigen, hat aber auch die Gesetzeskenntnis in unseren Kreisen verbreitet, so daß wir wohl annehmen können, in der Mehrzahl aller Orte seien schon heute genug befähigte Personen zu finden, um die für uns notwendigen, etwas künstliche und zusammengesetzte Organisation durchzuführen zu können. Es wird ja manche Opfer wieder kosten, mancher, der nicht hören will, wird fühlen müssen, aber zuletzt wird es doch gelingen, eine politische Organisation unserer Partei herzustellen, wie es uns mit einzelnen gewerkschaftlichen Organisationen gelungen ist, die dem preussischen Vereinsgesetze gegenüber unangreifbar sind.

Gustav Kessler.

Deutsche Warte.

J. T. Jüngst schließ ich. Das thue ich nun allerdings fast in jeder Nacht und manchmal auch am Tage, es wäre also garnicht nöthig, daß ich mit dieser höchst gleichgültigen Erklärung die Spalten dieser Zeitung fülle. Und doch geschah mit mir etwas Besonderes. War es infolge der Lektüre der „Nationalzeitung“, ich weiß es nicht, jedenfalls träumte ich. Und im Traume wurde ich in ein Gemach versetzt, dessen Eleganz das gefüllte Portemouche des Besitzers, ebenso bewies wie die Weinflasche auf dem Tisch zeigte, daß der Inhaber dieser Wohnung den Bestrebungen des Antialkoholismus nicht sehr zugänglich war.

An dem Tisch standen zwei Herren, die eine eifrige Unterhaltung führten, bei der allerdings der eine mehr durch Schweigen glänzte. Der andere aber, ein kurzer, dicker Herr, trug die Kosten der Unterhaltung in geradezu glänzender Weise. Seine Bartstoppeln wackelten, die kleinen Augenlein blinzelten vor Vergnügen, als er im Tone eines ganz gewiegten Kaufmannes seine Lehren den jüngeren Freund zum Besten gab.

„Sie wollen ihr Kapital anlegen, junger Freund, und ich soll Ihnen Rathschläge geben. Gut, Kohlen-Aktien sind nicht besonders. — Brauereien sind sehr schwer zu erlangen. — Ich würde Ihnen zu etwas anderem rathen.“

Der jüngere erblickte gespannt auf.

„Sie wollen Geld machen, viel Geld, das ist begreiflich. Also gründen Sie eine Zeitung.“

„Eine Zeitung?“

„Ja, aber eine ganz besondere. Das ist bei dem großen Lebensdurst unserer Zeit noch ein ganz lukratives Geschäft. Die Abonnenten, die Annoncen — das Nebeneinkommen u. s. w. Wenn Sie die Sache richtig anfangen, können Sie sich in wenigen Jahren ein ganz hübsches Vermögen erwerben.“

„Ja, ich habe ja gar keine politische Ueberzeugung,“ erwiderte zögernd der Angeredete.

„Da ist ja der erste Schritt zum Erfolge. — Politische Ueberzeugung, Ueberzeugungstreue — Pah! Alter Schwindel! Sie wollen Geld verdienen, schnell — also wozu mit einem so undankbaren Artikel handeln? Die Zeitung, die Sie gründen wollen, darf überhaupt keine politische Farbe haben. Sehen Sie, wenn Sie einer bestimmten Partei dienen, so haben Sie nur auf einen bestimmten Leserkreis zu rechnen. Und außerdem haben Sie alle Anhänger der andern Parteien zu Segnern. Ihr Leserkreis verringert sich also und das bringt doch nichts ein. Und dann politische Ueberzeugung! Das bringt nur Unannehmlichkeiten, Aufregung. Wer kann immer im voraus wissen, welche Partei von oben her begünstigt wird und weiß man das nicht, dann macht man Fehler über Fehler. Nein, das geht durchaus nicht.“

„Also eine unpolitische Zeitung?“

„Fehlgeschossen. Sie müssen in vornehmer Weise alles Parteiwesen verachten, sich über die Parteien stellen. Dann können Sie zu gleicher Zeit konservativ und sozialdemokratisch, antisemitisch und freisinnig sein. Dann loben Sie heute die berechtigten Bestrebungen der Arbeiter und morgen die Polizei, die uns Schutz giebt

vor den revolutionären Umsturzbestrebungen. Heute bringen Sie einen großen Artikel über Stöcker und morgen preisen Sie die Verdienste von Bismarck. Heute loben Sie die Zivilisation Frankreichs, morgen liebäugeln Sie mit Rußland. Jede Partei hat ihr Gutes und Sie loben alle. Dann kann Sie niemand angreifen und jeder wird Ihre Objektivität in den Himmel heben. Wozu brauchen Sie Parteimenschen? Sie brauchen doch Leser, Abonnenten, Annoncen. Wozu die Leute vor den Kopf stoßen, ihnen unangenehme Wahrheiten sagen? Wollen Sie unsere Zustände bessern? Väterlich. Das bringt doch nichts ein. Und darauf kommt's doch an. Aber Sie müssen es klug anfangen.“

„Ich verstehe — wir schreiben: wir wollen auf politische Kannegießereien und leeres Parteigezänk verzichten, wir wollen unser deutsches Volk vor den entsetzlichen Trieben des Bürgerzwistes bewahren.“

„Sehr richtig, sehr gut. Moral und Sittlichkeit sind sehr hübsche Worte, die sich gut verwenden lassen. — Vor allem ein großer Titel, patriotisch, der zieht bei der großen Menge, besonders bei unserem gebildeten, zahlenden Bürgerthum noch immer. Wie heißt doch der Spruch? „Man muß auf höherer Warte stehen, als auf der Finne der Partei.“ Sehr gut, Warte ist sehr gut. Also nennen wir die Zeitung „Deutsche Warte“, nicht wahr, das klingt. — Und dann ein Wahlspruch, natürlich lateinisch. Wir gehören doch zum gebildeten Bürgerthum, wir müssen doch zeigen, daß wir die Tertia besudt haben. Und die Leser freuen sich immer, wenn man ihnen zumuthet, daß sie lateinisch verstehen. Die Konservativen wollen die Autorität, die Demokraten Freiheit. Gut, wir kämpfen für beides. Also unser Wahlspruch heißt: Imperium et libertas.“

„Aber diese Forderungen schließen sich doch gegenseitig aus.“

„Das ist ja eben das Schöne. Da bekommen wir konservative und liberale Abonnenten. Von beiden Seiten diejenigen, die keine feste politische Ueberzeugung haben. Und das sind die Meisten.“

„Wie nehmen wir denn aber zu einer bestimmten Frage Stellung, z. B., wie behandeln wir die soziale Frage?“

„Ganz einfach. Wir sagen: Individualismus und Sozialismus streiten jetzt miteinander. Das ist falsch. Diese beiden scheinbar gegenüberstehenden, aber sich ergänzenden sozialen Kräfte im wirthschaftlichen Leben zu harmonischem Zusammenwirken vereinigen — das gilt uns als Ziel.“

„Aber das ist ja unmöglich.“

„Schadet nichts, wir schreiben, dies ist eine Aufgabe, des Schweißes der Edlen werth. Dann ist der Artikel geschrieben, die Zeitung gefüllt, was wollen Sie mehr?“

„Wie ist denn unsere Haltung in künstlerischen Fragen?“

„Nichts leichter als das. Wir engagiren einen bekannten Kunstkritiker. Und wenn unser Kritiker eine bestimmte Meinung hat, dann drucken wir sämtliche anderen Kritiken ebenfalls ab. Erstens fällt das unser Blatt und dann sind wir ganz objektiv. So machen wir es überhaupt immer. Auf der einen Seite berichten wir über die Lage der schlesischen Weber und auf der andern über die Dividenden der Aktiengesellschaft. Das eine erfreut das Herz unserer Abonnenten und das andere beruhigt ihr Gewissen. Mehr können sie doch nicht verlangen.“

„Wie stellen wir uns zur auswärtigen Politik?“

„Wie in allen andern Fragen. Wir treten jederzeit für Deutschlands Ehre ein; werden jedoch völlerbergehende Aeußerungen vermeiden und vor allem die friedlichen Beziehungen zum Ausland pflegen.“

„Also mit einem Wort, wir gründen einen Lokal-Anzeiger für die gebildeten Stände.“

„Sehr richtig, der Lokalanzeiger hat erreicht, was er wollte. Ich wünschte, wir wären erst so weit. Das wollen wir erstreben, das sei unsere Forderung, unser Programm, und so trinke ich denn auf den hunderttausendsten Abonnenten, auf die hunderttausendste Annonce. Profit.“

Die Gläser klangen. Ich erwachte. Es war Tag. Meine Augen fielen auf die Probenummer der „Deutschen Warte“. Mein Gott, da stand es ja Wort für Wort alles im Programme, wie ich es geträumt hatte. Es lebe die neue Zeitung! Es lebe die Harmonie!

Hausindustrielles Glend.

Die elende Lage der schlesischen Lohnweber ist bekannt genug; erst kürzlich hat eine amtliche Erhebung die alte, betrübende Erfahrung bestätigt, daß diese Gruppe der Heimarbeiter zu den schlechtest situirten der deutschen Hausindustriellen gehören. Aber man darf nicht meinen, daß es den Hausindustriellen in den übrigen textilverwerblichen Branchen etwa besser gehe.

G. Lange macht in seiner Arbeit über die Hausindustrie Schlesiens, die der „Verein für Sozialpolitik“ veröffentlicht hat, eine Reihe von Mittheilungen, die zur Kennzeichnung der in jenen Bezirken herrschenden Mißstände gar sehr beitragen.

Das Flettmähen z. B., das bei seiner Einführung täglich einen Arbeitsverdienst von „mehr als einer Mark“

*) Herrschaft und Freiheit.

abwari, was ja allerdings blutwenig Geld für sauerste Mühe war, wurde Anfangs 1888 im Tagelohn mit 50 Pf., in der zweiten Hälfte desselben Jahres bei zwölfstündiger Arbeitszeit mit 40—41 Pf., im Jahre 1889 bei 14-stündiger Arbeitszeit mit 35 Pf. bezahlt. Die Knopfhäkelerei weist den gleichen Lohnfall auf: im Jahre 1883—1884 erhielten die Hausindustriellen für das Grob im Durchschnitt 1,45 Mk., 1887 nur noch 1,25 Mk., und im Jahre 1888 gab es 1 Mk.!

Nun in das Filetnähen, das besonders im Kreise Neiffe, in Friedland in Oberschlesien, in Jütz und Umgegend (Kr. Falkenberg bezw. Neustadt in Oberschl.) im Schwunge ist, eine sehr aufreibende Arbeit. Die ganze Familie, selbst Kinder von 5 Jahren an, hockt in elenden Räumen; früh bei Licht beginnt man, Nachts gegen 12 Uhr hört man auf. Die Augen werden kurzfristig, Brustleiden und Nackgratsverkrümmung treten als Wirkung der ungesundeten Thätigkeit auf. Die Lehrer berichten, daß die Knaben in der Schule nicht sitzen können, daß die Mädchen schief werden. Die Schularbeiten werden vernachlässigt, die Kinder werden schlaff und stumpf. Eine vom Landrath zu Falkenberg angeordnete Untersuchung ergab deutlich, daß das Filetnähen die Kinder leiblich und geistig zu Grunde richtet.

Die Knopfhäkelerei führt zu den gleichen Erscheinungen. Dieser Erwerbszweig wurde von verschiedenen Zweigen des „Vaterländischen Frauenvereins“ vor einigen Jahren als „leichte Hausarbeit“ eingeführt. Die Knopfhäkelerei braucht die delikaten Finger von Kindern, und so sind es vorzugsweise Mädchen im schulpflichtigen Alter, die zu dieser Beschäftigung herangezogen werden.

Ein Mädchen von 12 Jahren stellt täglich 1½ Duzend Knöpfe fertig und für 12 Duzend erhält sie 1 Mk., sie muß also 8 Tage arbeiten, um diese Summe zu verdienen, erhält also täglich rund 13 Pfennig! „Dieser für arme Kinder schon hohe Geldbetrag“, sagt Lange, „verleitet dieselben, täglich eine große Anzahl von Knöpfen herzustellen, um nur in kurzer Zeit die lodende Mark zu verdienen. Deshalb wird jede Stunde ausgenutzt und selbst bis in den späten Abend hinein, bei meist ungenügender Beleuchtung, wird mit einer Hast gehäkelt, die bei längerer Dauer auf die Gesundheit des jugendlichen Körpers schädlich wirken muß. Die Folgen der Ueberanstrengung und des schädlichen Nervenreizes, den andauernde Strick- und Häkelarbeit verursachen, zeigen sich auch bereits seit längerer Zeit unter den mit dem Knopfhäkeln beschäftigten Schulkindern in auffälliger Weise. Schwächung der Sehkraft, Uebelkeit und plötzliches Erbrechen sind von den Lehrern häufig beobachtete Erscheinungen, ebenso machen sich körperliche Müdigkeit und geistige Abspannung vielfach bemerkbar. In der Stadt Nikolai und den nahe dabei gelegenen Ortschaften des Kreises Pleß wird mit wenigen Ausnahmen in jedem Hause von den Kindern Knopfhäkelerei getrieben; die Auslieferung der fertigen Waare bei der Annahmestelle erfolgt ebenfalls durch Kinder.“

Wenn Herr Lange übrigens sagt, daß „manche Eltern den Fleiß der Kinder ausbeuten und letztere zu immer erhöhterer Anstrengung drängen“, so hätte er hinzufügen müssen, daß diese „ausbeutenden“ Eltern nur ein Produkt der erbärmlichen Sozialzustände sind, welche der Proletariatsfamilie die Kinderarbeit aufzwingen. Man sorge dafür, daß der Vater genug verdiene, und es wird ihm nicht einfallen, seine Kinder, die er sicher so hoch liebt, wie ein Bourgeois die seinigen, zu solch verwerflicher Arbeit anzuhalten. Wie ist es sonst zu erklären, daß auch „die einsichtigeren Eltern“, von denen Lange spricht, die Ursache der Erkrankung ihrer Kinder wohl erkennen, aber nur selten dagegen „einschreiten“? Sie können aber in den meisten Fällen nichts thun, weil das Haushaltsbudget auch mit diesen Groschen rechnen muß.

Die Verleger aber, die sich durch diese abscheuliche Ausnutzung bereichern, kehren sich nicht daran, daß an dem Geld, daß sie einhäkeln, thätlich Blut und Schweiß von Arbeiterkindern fließt.

Dasselbe Elend zeigt sich in der Teppichknüpferei, die namentlich in Neustadt in Oberschlesien und in Schmiedeberg und Umgegend (Kreis Hirschberg) betrieben wird. Die dabei beschäftigten Frauen und Mädchen verdienen täglich höchstens 1 Mark. In der Wollenwaarenherstellung in Liegnitz werden die Heimarbeiterinnen nicht bloß durch den Verleger, sondern durch den schmarogenden Zwischenhändler, den die Geschäfte zwischen ihnen und dem Verleger vermittelnden Faktor, ausgebeutet. Der Wochenlohn schwankt zwischen 3,60 bis 5,10 Mk. In der Saison, vom März bis Juni, wird Tag und Nacht geschafft, während der übrigen Zeit ist wenig zu thun; die Noth ist in Folge dessen sehr groß.

Die Weber im Culengebirge, so trostlos ihre Lage haben mindestens den „Trost“, Genossen im Unglück zu besitzen. Für uns sind diese Zustände ein Sporn mehr, für die rasche Durchführung der sozialen Reform und die endliche Befreiung der Arbeiterklasse zu kämpfen.

Kein „Eroberungs-Recht“ mehr?

Vor einiger Zeit, so schreibt ein amerikanisches Arbeiterblatt, theilte der Präsident dem Kongress die drei Resolutionen der Panamerikanischen Konferenz mit; die dritte lautete:

„Die amerikanischen Nationen erkennen das Eroberungsrecht nicht an.“

Indem wir hiervon Notiz nahmen, deuteten wir an, daß die Panamerikanische Konferenz sich wohl der Folgerungen, deren ihre Resolution Nr. 3 fähig, nicht

bewußt gewesen ist. Denn vom politischen auf das ökonomische Gebiet übertragen, bedeutet der Satz nichts mehr und nichts weniger: Es giebt kein rechtmäßig erworbenes Eigentum.

Stellen wir uns einmal — zum Beweise dessen — das Verhältnis der kriegsführenden Staaten oder politischen Gemeinwesen und das Verhältnis der im ökonomischen Kriege befindlichen Individuen vor und sehen wir dann, ob nicht ihre Ziele ganz parallel laufen.

Staat A und B bekämpfen sich kriegerisch; A ist in eine Provinz von B eingedrungen und hält sie besetzt; er schließt mit B nur unter der Bedingung Frieden, daß die von ihm besetzte Provinz an ihn abgetreten wird. Warum besteht er darauf? Um den früheren Gegnern zu schwächen und zu verhindern, nächstens wieder Krieg zu führen, oder mit anderen Worten, um den Gegner zu zwingen, ihm künftighin willfährig zu sein.

Solches bisheriges Landes-„Eroberungsrecht“ wollen die amerikanischen Nationen fortan nicht mehr anerkennen, obgleich es bis dato unbestrittenes Völkerrecht war und von den Vereinigten Staaten von Nordamerika wie anderen Amerikanischen Nationen ebenso wie in Europa praktisch ausgeübt worden ist.

Dieser Versuch zur Abschaffung des bisher allgemein gültigen Eroberungs-Rechtes des Siegers ist eine ideale Großthat; sie beruht auf der Erwägung, daß Mensch und Sache grundverschiedene Wesen sind. Das „Eroberungs-Recht“ sollte eigentlich nur der Sache, dem Lande, gelten; aber indem man den Sach schlug, meinte man den Esel — den Menschen. Das Land wurde erobert und die darauf lebenden Menschen mit. Da sich nun bei Landes-Eroberungen die Sache vom Menschen nicht trennen läßt, muß man auf das Eroberungs-Recht überhaupt verzichten.

Die Panamerikanische Konferenz will den bisherigen völkerrechtlichen Gebrauch, daß der stärkere Staat den schwächeren verpeisen oder mindestens unter seine Botmäßigkeit zwingen darf, abschaffen.

Sehr schön; der Grundsatz entspricht den Anforderungen unserer Zeit, insbesondere dem „Selbstbestimmungsrechte der Nationen.“

Aber folgerichtig sollte er auch auf den „Krieg Aller gegen Alle“ seine Anwendung finden.

Sehen wir statt der kriegsführenden Staaten A und B die Individuen A und B, oder vielmehr deren Klasse, die Besitz-Klasse A und die heilloslose Klasse B. Die Letztere hat im ökonomischen Kampfe die Erstere besiegt und „erobert“, sich dieselbe tributpflichtig gemacht, indem sie Beschlag legte auf alle Mittel, von welchen die Ernährung der Menschheit abhängt.

Wie der eroberte Staat den Einwand vorschützt: „Wir lassen den Bewohnern des Landes, von welchem wir Besitz ergreifen, die Wahl, dazubleiben oder auszuwandern“ — so behauptet die Bourgeoisie: „Wir zwingen ja Niemanden, für uns zu arbeiten; wir tasten die „individuelle Freiheit“ des Arbeiters, einen anderen Lebensweg einzuschlagen, nicht an!“

In Wirklichkeit bedeutet aber die Eroberung der Arbeits- und Lebensmittel die Witeroberung der auf jene Existenzmittel angewiesenen Menschheit, wie eine staatliche Landes-Eroberung die Ausdehnung fremder Zwangsherrschaft auf die ansässige Bevölkerung einschließt. Einzelne Eliaß-Lothringer konnten wohl ihr Hab und Gut veräußern, um auszuwandern, und auch dies nur unter ungeheurem Verlust; aber diese Ausnahmen vermochten nicht die Regel umzuändern, daß die Bevölkerung des eroberten Landes sich der Fremdherrschaft zu fügen hatte.

In ähnlicher Weise sind wohl noch einzelne Arbeiter im Laufe geraumer Zeit im Stande, sich der Gewalt ihres Eroberers zu entziehen, aber die Arbeiterklasse als solche bleibt ihm unterthan.

Und das Eroberungsrecht der besitzenden Klasse wird täglich und stündlich bis auf das Täpfelchen über dem i fortgesetzt ausgeübt; der Sieger schreibt dem Besiegten den zu entrichtenden Tribut an Arbeitsleistung vor, nöthigt den Arbeiter, ihm, dem Sieger, sein Lebensmark zu opfern.

„Die amerikanischen Nationen erkennen kein Eroberungsrecht mehr an“, sagt die Panamerikanische Konferenz in holder Unschuld und Naivetät. Aber in der Deonomie, da hört die Großmuth — auch die in bloßen Resolutionen ausgedrückte — auf. Da erkennt man nach wie vor das „Recht des Stärkeren“ an.

Zur Harmonielehre.

Jeder ist seines Glückes Schmied — Wer arbeiten will, findet auch immer Arbeit — Wie man's treibt, so geht's — Den Unternehmer quält immer Sorge um die Marktverhältnisse, während der glückliche Arbeiter, sobald er die Fabrik verläßt, ein freier Mann ist, ohne Nissito-Aengste — All diese hübschen Redensarten werden wieder einmal von den Thatsachen höchst eigenartig kommentirt.

Tausenden von Arbeitern, so wird aus Sachsen berichtet, nimmt die Tarifierhöhung der Vereinigten Staaten das Brod vom Tisch. Unsere Industriellen sind vielfach auf die Vereinigten Staaten ganz unbedingt angewiesen; viele von ihnen besitzen kein anderes Absatzgebiet. Bleiben von dort die Aufträge aus, so werden die Arbeiter brodlos. Schon heute ist die Lage der sächsischen Industriearbeiter oft eine bejammernswerthe; wie dieselbe sich nach Einführung der Kinley-Tarifbill gestalten wird, ist noch gar nicht abzusehen. Die Ernährung ist in vielen sächsi-

sehen Arbeiterfamilien bereits auf das tiefste Niveau gesunken. Eine weitere Herabdrückung kann in diesen Familien ganz unmöglich noch stattfinden; die öffentliche Armenunterstützung wird daher im nächsten Winter ihre Aufgaben voraussichtlich stark vermehrt sehen. Aber auch die Armenunterstützung kann in Sachsen oft die ärgste Noth nicht abwenden, da in den nothleidenden Gegenden die Gemeinden zu einer nur halbwegs wirksamen Unterstützung zu arm sind. Zu Alledem kommt, daß die amerikanische Tarifierhöhung zusammenfällt mit einem allgemeinen Niedergang der geschäftlichen Konjunktur, der sich auch in Sachsen bereits durch Beschränkung der Arbeitszeit, Arbeiterentlassungen und Lohnschmälerungen bemerklich macht, daß die Lebensmittelpreise oft unerschwinglich und die Kohlenpreise selbst in den sächsischen Grubenbezirken unerhört sind. Fleisch ist für viele sächsische Arbeiterfamilien, auch als Sonntagsgericht, zu theuer; manche müssen sich selbst den Genuß von Pferdefleisch und das Aufkaufen der Abfälle aus den städtischen Gasthäusern und Restaurants versagen. Mit derartigen Fleischabfällen wird allem Anschein nach auf dem Lande in der Nähe größerer Städte Handel getrieben; aus der Umgegend von Dresden ist ein solcher Fleischabfallhandel bekannt; die Käufer sind großindustrielle und ländliche Arbeiter. Vorwiegend nährt man sich von Brod und Kartoffeln. Aber der theure Brodpreis wird von vielen Familien nur durch andere Entbehrungen aufgebracht, die Kartoffeln sind manchem armen ländlichen Industriearbeiter, der ein Stückchen Feld bebaut, verkauft: Alles eröffnet in Sachsen für die arme und ärmste Bevölkerung sehr trübe Aussichten für den nahen Winter.

Die Lehren der kapitalistischen Wirklichkeit sind furchtbar. Die heutige Freiheit des Individuums ist nichts Anderes, als die absolute Abhängigkeit von einem unübersehbaren, mittellosen ökonomischen Mechanismus. Wann werden die Menschen ihn zu regieren und sich so wirklich frei zu machen lernen? Wann wird die gesellschaftliche Ordnung des Produktionsprozesses uns die Erlösung aus der verheerenden Wirthschaftsanarchie der Gegenwart bringen?

Verein für Sozialpolitik.

Die Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik sind beendet. Großes Geräusch haben sie nicht gemacht und ebenso wenig führten sie zu einem irgendwie nennenswerthen Resultate. Vor allem debattirte man viel über Form und Nutzen der Arbeiterorganisationen. Doch ging man auf den eigentlichen Kern, auf die Besprechung der politischen Verhältnisse, die eine geeignete Organisation zur Voraussetzung haben müßte, gar nicht ein. Die Repler'schen Artikel haben unseren Lesern wieder einmal recht deutlich in Erinnerung gebracht, welche Fängen der Gesetzesausleger gegen uns in der Hand hat. Es kommt in erster Reihe, so bemerkt die „Frankf. Ztg.“ treffend, darauf an, welchen Stand die Vereinsgesetzgebung des Landes hat, für welche neue soziale Organisationen geschaffen werden sollen, wenn praktisch entschieden werden soll, wo nun „fortzubilden“ ist. Diese wichtige Seite der Sache wurde aber leider gar nicht berührt. Bekanntlich haben wir in Deutschland noch nicht einmal ein Reichsvereinsgesetz, sondern nur preussische, sächsische u. s. w. Es wäre also die erste Frage gewesen, ob nicht für die großen sozialen Zwecke, welche man mit neuen Berufsorganisationen erreichen will, eine Vereinheitlichung der einzelstaatlichen Gesetzgebung nothwendig ist, da sich die sozialen Bedürfnisse an Landesgrenzen doch nicht kehren. Und wenn man dann zum Inhalt der bestehenden Vereinsgesetze gekommen wäre, so hätte sich wohl Vieles anzuführen lassen, was diese Gesetze angesichts der neuen sozialen Bedürfnisse als recht veraltet und reaktionär hätte erscheinen lassen. Man weiß, wie schwer noch unter dem gegenwärtigen Regime die Korporationsrechte von Arbeitervereinigungen erlangt werden können, welche vorsintfluthlichen Bestimmungen in einzelnen Staaten noch verbieten, daß sich lokale Vereinigungen zu einem Landesverband oder gar Reichsverband zusammenschließen; man kennt die Hindernisse, die heute noch wie vor 30 Jahren in großen Einzelstaaten einer einfachen Versammlung von Gesetz und Verwaltung in den Weg gelegt werden. Diese Dinge hätten mit den neuen sozialen Forderungen verglichen und an ihnen gemessen werden müssen, wenn man zu einem greifbaren Ergebnisse kommen wollte. Dann hätte auch der in dieser Beziehung nicht unberechtigte Einwand fortzufallen müssen, daß eine bestimmte Richtung einfach die englischen Gewerkschaften kopiren wolle. Brentano und seine Anhänger wollen dies gewiß nicht. Aber wenn sie die Sache praktisch angefaßt und neben ihren englischen Studien die Belege auch dafür gesammelt hätten, wie die Organisations-Bestrebungen der deutschen Arbeiter an allen Ecken und Enden von den verschiedenen deutschen Vereinsgesetzen verkrüppelt und gehindert werden, dann hätten sie jenen Einwand von vornherein abgeknippen gehabt.

Das Frankfurter Demokratenblatt hat vollständig Recht. Die Hemmungen der Koalitionsfreiheit — das ist das Thema, welches von dem Verein vor Allem hätte diskutirt werden müssen. Daß diese fallen, ist die nächste und wichtigste Forderung, welche das deutsche Proletariat im Interesse seiner Selbsterhaltung zu stellen hat.

Republikanische Agitation in Portugal.

In Portugal erheben die Republikaner immer lauter ihre Stimme und das Ansehen der Monarchie scheint von Grund aus erschüttert zu sein. „Zu den Waffen, schreibt ein Blatt, gegen eine Dynastie, die uns, seit sie zu unserem Fluch und unserer untüchtigen Schande ins Land gekommen ist, immer um schnödes Geld an ihre reicheren englischen Bettern verkauft hat! Zu den Waffen gegen die Kanakillen, die Banditen, die Hunde denn Kanakillen, Banditen, Hunde u. u. seid ihr, die ihr das Vaterland verkauft, deren Räuberhauptmann der König, aber wir kennen euch und ihr sollt eurer Strafe nicht entgehen; wir werden nicht ruhen, bevor wir euch nicht alle an die Laternen derselben Straßen gehängt haben, in denen ihr jetzt das Volk mordet!“ Das „Vaterland“ fordert gleichfalls das Volk von Lissabon auf, die Minister und alle Royalisten an die Laternen der Hauptstadt zu hängen; der größte und beste Portugiese aller Zeiten werde der sein, welcher den König aufknüpfe, der nächste beste der, welcher die Königin und deren Brut erlöse, u. s. f. Gemäßigtere, vor wenigen Wochen noch gar nicht republikanische Blätter begnügen sich damit, die Verjagung der Dynastie zu fordern, die dem Lande „bisher nichtsnutzige Fürsten, Diebe und Söldner“ und ein „Opportunisten-Blatt“ sagt: „Wir wollen keinen König, der weiter nichts kann, als sich eine Verdauungsstörung nach der anderen aufzuziehen, während das Volk hungert; wir wollen keine Königin, die sich für hunderttausend Franken Kleider in Paris kauft, während tausende von Portugiesen halbnackt und barfuß gehen; wir wollen keine Fürsten, die uns das Erbe unserer Väter stehlen und verkaufen und uns dann noch obenein bei ihren Gelagen mit ihren Hofschränzen verspotten“ u.

Den äußeren Anlaß für die antimonarchische Agitation bietet die in einer Kolonialfrage vom portugiesischen König gegen England bezogene Nachgiebigkeit. Das Nationalgefühl, sonst eine der bestbelebendsten Stützen des Königthums, kommt hier mit demselben in Konflikt. Die eigentliche Triebkraft der Ereignisse liegt natürlich tiefer. Vor allem wurzelt, wie der spanische Korrespondent der „Frankfurter Ztg.“ hervorhebt, die Macht der Republikaner darin, daß sich dieselben der „iberischen Unionsidee“ bemächtigt haben, daß sie einen Spanien und Portugal umspannenden Zollverein anstreben. Auch hier stehen materielle Kräfte im Hintergrunde. Deutschland und Italien haben in diesem Jahrhundert eine ähnliche auf politischen und wirtschaftlichen Zusammenschluß zielende nationale Bewegung durchgemacht. Aber die Einigung geschah unter der Monarchie. Die Spanier und Portugiesen bringen es indes, da ihre Dynastien so wenig Hinterhalt in der Bevölkerung besitzen, vielleicht doch über kurz oder lang zu einer Einigung in republikanischer Form. Das wäre ein hübscher Anfang für sie!

Ein Geständnis.

Das Sozialistengesetz war, wie die Kreuztg. in ihrem Leitartikel zum 1. Oktober jetzt zugiebt eine „Kompromittierung der Monarchie.“ Denn von allem andern abgesehen, ward dadurch „der Anschein erweckt, als ob die Monarchie sich grundsätzlich mit der gegenwärtigen Gesellschafts-Ordnung einschließlich

aller ihrer Mißbräuche identifiziere und dieselbe mit allen ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln aufrechtzuhalten entschlossen sei. Man wollte eine revolutionäre Partei treffen, aber, indem diese die einzige ausdrückliche Vertreterin eines ganzen Standes war, traf man den ganzen Stand; jeder Arbeiter, der für die Interessen seines Standes eintrat, war durch das Gesetz gebrandmarkt. Das Sozialistengesetz hat den Eindruck eines Klassengesetzes, geschaffen zur Wahrung des Uebergewichts einer Klasse über die andere, nicht nur auf die Arbeiter gemacht, sondern ebenso auf die Bourgeoisie, die sich jetzt beim Fallenlassen des Gesetzes für preisgegeben und von der Regierung verrathen erklärt, und nach einer Koalition aller „bürgerlichen“ Parteien zu ihrer Selbstverteidigung jammert. Die falsche Beleuchtung, in welche die Regierung dadurch gekommen war, mußte notwendig auf alle ihre Maßnahmen zu Gunsten der arbeitenden Klasse einen tiefen Schatten fallen lassen.“

Der Artikel, in dem sich diese denkwürdigen Worte befinden, betitelt sich „eine neue Aera“. Kommt diese Erkenntnis auch erst spät, so bleibt sie darum nicht minder wertvoll. Jedenfalls ist es gut, dieselbe im Gedächtnis zu behalten. Denn falls es mit der vielgerühmten „neuen Aera“ wieder einmal nichts sein sollte, und der alte Kurs — trotz der formalen Aufhebung des Sozialistengesetzes — ruhig weiter verfolgt wird, dann können wir uns das Vergnügen leisten, die Kreuzzeitung, das Blatt „mit Gott, für König und Vaterland“ einmal für unsere „staatsfeindlichen“ Ideen zu zitieren. Sie selbst erblickt in der bisher verfolgten Politik ein Zeugnis für den arbeitserfindlichen Klassencharakter des Staates, zum Mindesten giebt sie zu, daß der Anschein eines solchen Klassencharakters durch das bisherige Verhalten der Regierung sowohl beim Proletariat wie bei der Bourgeoisie hervorgerufen werden mußte. Bleibt es also in der Politik beim Alten (und mehr als ein Zeichen spricht dafür), so trifft das Urtheil der Kreuzzeitung nicht weniger die kommende als die vergangene Regierung. Nach den Gesetzen der Logik wenigstens, die aber Gott sei Dank nicht allzu bindend sind, müßte das Blatt „für König und Vaterland“ dann einfach im höchsten Grade „reichsfeindlich“ werden. Man denke sich: eine konservative Opposition gegen den Staat, weil derselbe sein auf Klassenherrschaft gegründetes Wesen in der Politik offen bethätigt. Schredliche Ausichten! Nun die Wirklichkeit wird nicht so grausam wie die Logik sein.

Deutlich.

In dem „Forum“, einer der besten amerikanischen Monatschriften, philosophirt ein offener Kopf also:

„Jeder Angriff auf den amerikanischen Zolltarif, (wodurch sich die Fabrikanten auf Kosten des Volkes enorme Profite sichern) ist in gewissem Sinn in den Augen der Eigenthümer ein Angriff auf das Eigenthum; und es giebt nichts, worin die Menschen so gewissenlos bei der Wahl ihrer Mittel sind, als in der Abwendung und Bekämpfung der Angriffe auf ihr Eigenthum. Und hier ist der Punkt, wo der Zolltarif das Stimmrecht berührt. Geld vertheidigt sich stets, wenn dies not-

wendig ist, mit Geld. Niemand, der befürchtet, daß sein Geschäft möglicherweise durch eine Partei zerstört werden könnte, wenn sie zur Macht gelangt, wird anstehen, sich durch Mittel, welche in seinem Bereich stehen, zu retten. Dies bedeutet einfach, daß, wenn immer die Schutzpartei bedroht ist, dieselbe sicherlich so viele Stimmen laßt, als für ihre Sicherheit notwendig sind — eine Erkenntnis, welche wahrscheinlich die wichtigste politische Wahrheit unserer Zeit ist.“

Es wirkt doch nichts so revolutionär als das alte Mittel, zu sagen, was da ist. Der Herrschende muß die Wahrheit fürchten, dem Unterdrückten giebt sie immer neue Waffen in die Hand und schürt die Flammen der Empörung in seiner Brust.

Gewerkschaftliches.

Zur Aufklärung. Von verschiedenen Orten sind mir, bezüglich der geplanten Gewerkschaftskonferenz, Anfragen zugegangen, woraus ich ersehe, daß viele Genossen der Meinung sind, es handle sich jetzt schon um einen allgemeinen Gewerkschaftskongress. Dem ist jedoch nicht so.

Zur Konferenz, welche Mitte November in Berlin zusammenzutreten soll, ist Einladung erlassen: An die Vorstände der zentralisirten Organisationen, Vorsitzende von Geschäftsleitungen (wie sie z. B. die Maurer haben), Vertrauensmänner, welche für ganz Deutschland oder einzelne Bundesstaaten fungieren (z. B. bei den Metallarbeitern), Abgeordnete von Landesversammlungen (wie solche von Zeit zu Zeit in Sachsen, Württemberg, Bayern u. Statthaltern), Vertreter von Gewerkschaftskartellen (wie sie in Berlin, Leipzig u. bestehen). Die Konferenz soll eine Vorbereitungs- und die Frage erörtert werden, ob nicht ein einheitliches Vorgehen bei Arbeitseinstellungen, Arbeitsauschüssen und ähnlichen Bewegungen durchführbar ist, in welcher Form sich die einzelnen Organisationen gegenseitig unterstützen könnten, um eventuell alle verfügbaren Kräfte auf einen Punkt konzentriren zu können. Die Konferenz wird nur solche Fragen behandeln, welche auf die Organisation Bezug haben, so daß jede Gewerkschaft unbedenklich sich offiziell vertreten lassen kann. Im Interesse allseitiger Verständigung liegt es, daß keine Organisation sich der Konferenz fern hält. Alle Ansichten und Wünsche sollen gehört und in dem, dem allgemeinen Kongress, zu erstattenden Gutachten berücksichtigt werden. Spezielle Einladungen an die einzelnen Organisationen werden nicht ergehen, das Lokal, in welchem die Konferenz tagt, wird rechtzeitig bekannt gegeben werden. A. Segis, Vertrauensmann der Metallarbeiter.

Arbeiter Deutschlands! Der Streik der Weißgerber in Kirchhain dauert nun bereits die 30. Woche, ohne daß sich bei dem Streikenden Muthlosigkeit gezeigt hat. 6 Meister haben die Forderung der Gesellen bewilligt und haben bereits 30 Mann untergebracht werden können. 90 Mann sind abgereist, darunter viele Arbeiter, deren Familien unterstützt werden müssen. Am Orte sind noch 150 Mann, darunter 8 Ledige, zu unterstützen. Unterstützung läuft spärlich ein und sind viele Arbeiter in große Noth gerathen. Trost wird noch ausgehalten, da die Aussichten günstig sind. Einige Gesellen haben sich zusammengesetzt und bilden zum 1. Oktober eine Genossenschaft, um den Meistern zu zeigen, daß es auch ohne sie geht. Das paßt den Herren ja nicht in den Kram und wird wohl den Widerstand brechen. Arbeiter Berlins! Wir appelliren noch einmal an Euer Solidaritätsgefühl. Helft uns diesen erschöpfenden Kampf zu Ende führen. Der Kampf gilt der Organisation, mit dessen Ausgang steht und fällt dieselbe. Man will die Forderungen bewilligen, wenn die Streikenden der Organisation entsagen. Der Plan ist zu durchsichtig, als daß unsere Kollegen darauf hereinsinken könnten. Hilfe thut dringend noth. Hilfe nimmt entgegen: A. Wunderlich, Weißgerber, Kirchhain, L. B. Grünmann, Berlin N. Briesenstr. 13.

Freireligiöse Gemeinde, Rosenhallerstr. 38. Sonntag, den 5. Oktober, Vormittag 10 Uhr, Vortrag des Herrn G. Pöns über die „Charakterlosigkeit in der heutigen Erziehung“. Gäste sehr willkommen.

VELTEN!

Allen Freunden der Arbeiterschaft von Velten und Umgegend zeige ich hierdurch ergebenst an, daß ich am 1. Oktober ex. eine

Arbeiter-Buchhandlung

Kolportage- u. Schreibmaterialien-Geschäft eröffnet habe. Ganz besonders empfehle:

Die französische Revolution in Festschrift 20 Pf.
Die Geschichte der Erde „ „ „ 20 „
Welterschöpfung und Weltuntergang „ „ „ 20 „
Großer deutscher Bauernkrieg „ „ „ 20 „
Die Religion der Zukunft 50 Pf.
Ferdinand Lassalle, eine Biographie 50 Pf.
Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 40 Pf.
Jesus von Nazareth 30 Pf.
„Vorwärts“. Eine Sammlung von Gedichten für das arbeitende Volk, geb. und broschürt.
Sozialdemokratisches Liederbuch 30 Pf., geb. 40 Pf.
Neue Welt- und Arbeiter-Kalender.

Sowie sämtliche in der Arbeiter-Literatur vorkommenden Broschüren und Zeitschriften, auf welche ich Bestellung unter Zusicherung promptester Bedienung jederzeit entgegennehme. Gleichzeitlich mache ich die Leser der „Berliner Volks-Tribüne“, „Nord-Wacht“ und „Wahren Jakob“ darauf aufmerksam, daß mir die von Herrn D. Günther innegehabte Filial-Expedition genannter Blätter übertragen ist und nehme auch hierauf Bestellungen entgegen. Um geneigten Zuspruch bittend, zeichnet

Julius Müller,
Friedrichstr. 25a.

Zur Beachtung!

Der letzte Halbjahrgang der „**Volkstribüne**“ (die Nummern von Januar bis 1. Juli 1890 enthaltend), ist in mehreren gut erhaltenen und vollständigen Exemplaren von der **Expedition** unseres Blattes, **Elisabeth-Ufer 55**, zu beziehen. — Der Preis des ungebundenen Exemplars beträgt 1,50 Mk.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.

Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Heft 5 und 6 (Doppelheft):

Zur Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus in Deutschland.

Von Paul Kampffmeyer.

84 Seiten nur 25 Pfennig.

Die Schrift dürfte sich zur **Massen-Verbreitung** besonders eignen. Bei größeren Bezügen, sowie für Wiederverkäufer hoher Rabatt. Zu beziehen durch die bekannten Kolporteurs und Filial-Expeditionen, sowie durch die

Expedition der „**Berliner Arbeiter-Bibliothek**.“
Berlin 80., Elisabeth-Ufer 55.



Strelitz i. Großherzogth. Mecklenburg.
Architekt Hillenkoter, Direktor.
Aankaufswesen.

Bauschule
i. d. W. W.
1. Bauhandwerk
von Berlin.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- und Bairisch-Bier-Lokal.
Ferdinand Taborski,
Wollinerstraße 9.

Braunschweig.
Abonnement auf die „**Volkstribüne**“ und „**Arbeiterbibliothek**“ nimmt entgegen und bejorgt pünktlich ins Haus.
A. Schweider,
Braunschweig, Rannengießerstr. 11.

licht- strahlen

Blätter für
volksverständliche Wissenschaft.
Zugleich ein
literarischer Wegweiser
für das Volk.

Erscheint halbmonatlich in
Heften à 20 Pf. im Verlage
von O. Harnisch,

Dresden
Annenstr. 47.

Probenummern
auf Verlangen gratis und franco.
Hoben **Colporteurs** überall
Rabatt für **Colporteurs** gesucht.

Colporteurs überall gesucht!

Restaurant International

Graßerstr. Nr. 1.

Sonnabend, den 4. Oktober:

Lokal-Einweihung

verbunden mit Familien-Abend, wozu freud-
lichst einladet

Renntaler.

Eoeden erschlennen:

Glühlichter 22.

(1. Auflage wurde konfirmirt.) Ferner:

Familien-Bibliothek

für das arbeitende Volk, Heft 15. 16.

= Casselle-Heft =

Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Louis Abel.

Sebastianstraße Nr. 29.

Roh-Tabak

empfehle in allen Sorten in billiger
Preislage

H. Herholz,

145. Brunnenstraße 145.

Die Kiefer.

Von Julius Hart („Moderne Dichtung“).

Mitten auf einsamem Bühl
Steht allein der Baum,
Dürrer Winter starrt
Zwischen der Wurzeln nacktem Saun.

Und zermüht ist der Grund,
Wie ein Grab, nach langer Schlacht
Von zu müder Gräberhand
Festig zugemacht.

Trübe wie ein Haupt
Welt und Schmerzdurchbohrt.
Und vom Trauerschleier dicht,
Wie von Nacht umflort:

Hebt die Krone sich
Weithin über's Feld,
Starrt die dornige Kiefernkrone
Todsichwarz über grünes Feld:

Schwebt in weißer Malenluft
Und in flimmernder Sonnenglut,
Wie auf blanken Wassern
Eine Totenbatte ruht

Warmes gold'nes Licht
Klebt als Heiligenschein
Um Geäß und Laub,
Ueber den weiten Rain, —

Ueber der Frühlingsflur
Ersten grünen Spricht,
Und die junge Blütenpracht,
Leuchtend über Gras und Ried,

Starr und finster nur
Auf dem bunten Malenfeld
Einsam diese Kiefer
Wie ein Schatten hält.

Starrt mit grauem Blick
In den farb'gen Schein,
Wie der Tod ins Leben
Drohend starrt hinein.

Aus dem blühenden Gras
Tönt ein Liebeslied,
Doch ein Grabgefang
Hochhin durch die Kiste zieht . . .

. Jäh aus lustigem Traum,
Traum von goldner Tage frohem Licht,
Zitternd fuhr ich an,
Starrte todesblau mein Angesicht.

Dort im dunklen Grün,
Trahl und grau, grau und sahl,
Aufgerissnen Aug's
Bild von Todesqual, —

Dort in wirren Geäß
Schmutzig und bestaubt
Starrt ein todes wildes
Angstverzerrtes Menschenhaupt.

Ein entstelltes Haupt,
Das so oft ich sah!
Grau, von greisem Haar umsträhnt,
Schrecklich hängt es da.

Dampf das Auge grinst,
Leer und ohne Schein,
Aus vertiefter Höhle
In die Luft hinein.

Die zu argem Schrei
Offen steht der Mund
Und im Tode noch
Blut- und Schmerzenswund
Gest aus diesem Mund
Ohne Laut ein Schrei
Jammernd über die bunte Flur
Durch den grünen — grünen Mai.

Ueber sand'gem Grund,
Angewühlt wie ein Grab,
Von der Kiefer Ast
Schattend hängt der Leib herab,

Wie zerritt'ne Wäsche,
Wie ein Lumpen bloß
Hängt er in seinen Lumpen
Schlaf und schmerzlos

Als zuerst ich's sah
Mitten auf lustiger Flur
Eine Spanne Zeit,
Einen Augenblick nur, —

Doch so klar und scharf
Wie vom Blitz erhell't,
Niederstürzte ich jäh,
Wie ein Vogel fällt,

Den die Kugel traf
Hoch im freisenden Flug —
Dampf von meinem Fall,
Dampf der Boden schlug

. Starres Auge du,
Läßt du nie mich los?
Soll dich ewig schau'n
Bild und Schmerzensgroß?

Das so oft ich sah
Noch vom Licht erfüllt, —
Nun zum letztenmal
Sah ich's, grau vom Tod verhällt.

Die gesuchte Stirn,
Und das Haar so greiß,
O wie oft sah ich's
Feucht und nah vom Schweiß, —

Wenn die schmiel'ge Hand
Ueber Nacht und Tag
Zitternd schaffte bei der Kiefer
Dampfem Stoß und Schlag.

Jammernd sah mich an
Dieses Aug' voll Qual,
Da ich süßlos schritt
Durch ein Hospital.

Wenn im Morgengraun
Nach durchzueh'r Nacht,
Unter Lachen und Küssen
Uppig hingebacht,

Wenn noch heiß von Blut
Und doch wolkummt
Durch die Gassen ich schritt
Halberwacher Stadt;

Immer sah ich dich,
Tobte Seele du,
Furchtbar tragend starrte
Dieses Auge auf mich zu.

Gestern, gestern noch
Sah's mich lagend an,
Seine letzte Thräne
Langsam niederrann.

Aus zerritt'nen Lumpen
Starrte welt ein Arm, —
Auf verfallnen Wangen
Tag des Hungers irrer Harn.

Und ich sah dich stürzen,
Jäh, mit letztem Schrei,
Schlaff, ein Todter, fließt du hin,
Doch ich schritt an dir vorbei, —

Stumm vorbei an deiner Qual
Stumm an deinem Leid, —
Träumend von meiner Liebe
Leuchtender Morgenzeit.

Rainabend kam,
Tief am Himmel stand
Feuerleuchtend die Sonne
Ueber rother Wolkenwand.

In dem glühenden Kessel
Strömte brennendes Blut,
Und durch alle Lüfte
Leuchtete die Wiederglut.

Ueber der Kiefer düstres Kleid
Loberte ein Feuerchein,
Heiß erglüh'ten die flammenden Epigen
Räthlich, wie getaucht in Wein.

Blut und Feuer floß
Um des Todten Angesicht,
Und sein leeres Auge starrte
Ward ins wilde Sonnenlicht, —

So, als wollt es einmal nur
Nur ein einzigmal
Trinken den hellen Weltenschein,
Trinken des Lichtes warmen Strahl.

. Ueber den Himmel träumt
Goldnen wolfige Luft,
Ueber die Erde athmet
Weich der Wiesen Blumenduft.

Und ein schlummernder Falter
Streift des Gras'nes grünen Saum, —
Ueber die Erde spinn't sich leuchtend
Wie von Liebe ein Frühlingsraum.

Doch das todt' Haupt,
Blut- und feuerbedeckt,
Bild und drohend dort am Zweig
Nichtend aufgesteckt, —

Lauslos gellt sein Schrei
In die heiße Welt des Lichts:
Nichts von dem war mein,
Nichts und ewig Nichts.

Sah die Sonne nur
Kochend in hellem Hof,
Wenn von schwüllem Dampf,
Wie von Gift sie troff.

Hier in Lumpen hang ich,
Und ich klage — klage — klage
Ueber meines Lebens
Leer und stumpf verbrachte Tage . . .

Blut'ge Kiefer du,
Roth im Sonnenstrahl,
Kagst vor meiner Seele auf
Als ein neues Kreuzesmal.

Nieder von deiner Höhe
Kam ein lauslos Schrein,
Und ein Todeshauser rann
Schneidend mir durch Mark und Bein,

Mitten in mein Herz
Zugt eines Wiefers Stoß,
Und der Thränen bittere Flut
Ueber mein Antlitz schöß.

Und ich hebe die Hände
In die Lüfte auf
Schau, o du Entseelter,
Lang zu dir hinauf . . .

Küssend möchte ich,
Meinen lebenswarmen Mund
Pressen auf deinen nackten Fuß,
So beschwüht, so kalt und wund,

Meine Arme schlingen
Um dein starr Gebein,
Küssen all die tiefen Spuren
Deiner Lebenspein.

Wieser Kläger du,
Todter Richter dort,
Auf mein Haupt die Schuld,
Schuld an diesem Mord.

Oh, auf unser aller Haupt
Fällt dies Menschenblut,
Und auf unsrer Seele brennt
Deine Todesguth.

Düster gellt dein Fluch,
Deines Mundes Klage,
Mitten in unsrer Lebens
Gold'ne Rainentage . . .

Mit den leeren Augen
Höll'n starrst du sahl
Ueber unsrer Lebens
Lust und Freudenmahl.

Und der Becher gleitet
Mir aus bebender Hand,
Bis zum strömt als Blut der Wein
Ueber mein Festgewand . . .

Einsam ein Kiefer
Wie ein Schatten hält
Starr und todesichwarz
Auf dem bunten Malenfeld.

Starrt mit grauem Blick
In dem farb'gen Schein,
Wie der Tod ins Leben
Drohend starrt hinein.

Aus dem blühenden Gras
Tönt ein Liebeslied, —
Doch ein Grabgefang
Hochhin durch die Kiste zieht.

(Nachdruck verboten.)

Junges Eheglück.

Von Paul Ernst.

Sie hatten sich in einem Badeort kennen gelernt. Er war ein junger Journalist, Ende der Zwanziger, Redakteur bei einer freikonservativen Zeitung. Sie war in Begleitung ihrer Mutter da, welche ein Halsband aus Goldstücken trug, das man auf fünf- bis sechshundert Mark taxierte. Wie die Alte erzählte, war der Vater Bankdirektor; als er einmal ein paar Tage zum Besuch war, bemerkte er gelegentlich: „Na ja, seh'n Sie, vor Neunen mach' ich ja nich auf,“ und als ihn die Frau anstieß, verbesserte er sich schnell: „Na, ja, natürlich leen offenes Geschäft, das is' bloß so 'ne Ausdrucksweise.“ Sie hatte sehr viel gelesen, natürlich immer nur unsere besten Schriftsteller, Spielhagen, Ibsen, Julius Wolff u. s. w.; sie interessirte sich überhaupt sehr für die Literatur und Papa kaufte ihr immer die neuesten Sachen; von Wolff zum Beispiel hatte sie alles; ob sie es ihm vielleicht borgen sollte? Sie hatten nämlich einen sehr guten Lehrer gehabt in der Literatur, der wußte mehr, wie mancher Professor auf der Universität! In ihn hatte sie sich gleich verliebt, als sie ihn das erste Mal sah. Er hatte so ein geistreiches Gesicht! Und wie er den Kneiser aufsetzte — himmlisch! Er war entschieden so ein Adelsmensch, ganz entschieden, wissen Sie, in Rosmersholm, Sie haben es doch gesehen im Residenztheater, Rosmersholm? Also, da meint nämlich Ibsen nicht solche Herren „von“, bewahre! Das sind manchmal gar keine Adelsmenschchen! Nein, so den geistigen Adel meint er, und der ist manchmal ganz wo anders zu finden! Er hatte gefunden, daß sie einen sehr hellen Ver-

stand besah; natürlich, das kann man ja nicht anders erwarten, sie war ja doch noch sehr jung, erst achtzehn Jahre, und die Unterrichtsanstalten für das weibliche Geschlecht lassen ja gewiß auch noch Manches zu wünschen übrig; er war der Letzte, der das verkannte, und hier mußte entschieden reformirt werden, und wenn er auch sonst voll und ganz auf dem Standpunkt — Standpunkt — stand — na ja, aber das war einfach keine Frage, sie hatte ein sehr gesundes Urtheil, ein sehr gesundes Urtheil hatte sie! Und so hatte er sie denn geheirathet. Da sie einzige Tochter war, so hatten ihr die Eltern gleich fünfzigtausend Mark mitgegeben — er war ja kein Materialist; im Gegentheil, sein Verhältnis zu seiner Frau war ein gut Stück Idealismus in unserer materialistischen Zeit, und, gottlob, solche Verhältnisse kommen nicht zu selten vor in unserem deutschen Volk — aber natürlich, angenehm ist es doch immer, wenigstens den drückendsten Sorgen uns Dasein überhoben zu sein, so daß sich der Geist voll und ganz zu den höhern Regionen empor-schwingen kann. Sie hatten sich eingerichtet, anständig natürlich, wie es ihre soziale Stellung verlangte, und dann lebten sie zusammen und genossen ihr junges Glück. Nun ereigneten sich bisweilen ganz sonderbare Auf-tritte zwischen ihnen. Es war gegen Abend, so um die Dämmerung. Er sah bequem im Polsterstuhl, sie schmiegte sich in die Sophaede. Er hatte die Cigarre im Mund und fühlte sich so recht behaglich. Ach, das war doch eine andere Geschichte, als das ewige Garçonleben, immer in den Kneipen, und mit den Weibern — ekelhaft! Ree, das war keine Frage, und wenn er Einem einen Rath geben sollte: Heirathen Sie, heirathen Sie um Gotteswillen! — Und so mollig war es. Der Rauch strich ihm unter

der Nase durch; und es war so hübsch warm, und er hatte auch einen ganz andern Appetit jetzt. — Sie sprach von der Sophaede her, zaghaft, als wenn sie sich genirte: „Sag, hast Du mich lieb?“ Er legte die Cigarre auf die Tischkante. „Aber mein Kind!“ Es entstand eine Pause. „Weißt Du, wenn wir nu so in den Wald gingen, und es käme ein — ein Löwe — oder irgend ein Räuber, meine ich — würdest Du Dich für mich opfern?“ „Aber was hast Du nur für Einfälle!“ „Er war ganz rathlos vor Verwunderung. Er wußte gar nicht, was das eigentlich war.“ „So was kann ja doch überhaupt gar nicht passiren!“ „Nu ja, gut, aber wenn nu doch!“ Meinte sie denn damit vielleicht etwas Anderes? Er verstand gar nicht. „Natürlich, ich würde mich opfern!“ Er zog an der Cigarre. Sie schwiegen eine Weile. „Du liebst mich nicht!“ Zum Teufel auch, jetzt . . . Nun mußte er aufstehen von dem weichen, bequemen Stuhl, mußte sich auf das Sopha setzen, neben ihr, mußte sie umfassen und küssen. Er erhob sich und ging zu ihr. Die Cigarre ließ er auf der Tischkante. Die ging nun auch aus! — Solche Auftritte ereigneten sich öfter; und er hatte wohl recht, wenn er sagte: „Ja, ja, das Weib ist ein Räthsel!“ . . . Sie war oft allein; er hatte viel in der Redaktion zu thun; das weiß man ja, dem Jüngsten wird immer das Meiste aufgegeben. So war er eigentlich nur des Abends recht zu Hause. Sie fühlte sich einsam. Keine Seele hatte sie, der sie sich offenbaren konnte, und sie verlangte so nach einer gleichgesinnten Frauenseele!

Wie glücklich war sie, als ihr ihre Tante schrieb, daß sie auf einige Tage zum Besuch kommen wollte.

Die Tante war Lehrerin in einem kleinen Städtchen gewesen; aber da sie immer kränzlich war, hatte sie ihr Amt aufgeben müssen, und jetzt besuchte sie die Verwandten der Reihe nach; das waren alles so liebe Leute, die sich immer so über sie freuten, wenn sie kam, und sie immer gar nicht fortlassen wollten; so geschah es, daß sie eigentlich nie zu Hause war, und sie hatte auch schon daran gedacht, ob sie nicht einfach ihre Sachen verkaufen sollte; es that ihr bloß Leid darum, daß das Alles in fremde Hand kommen sollte, und namentlich ihre Betten, das waren alles gute Betten, und davon trennt man sich doch nicht so leicht!

Die Tante hatte ihre besondere Gedanken über die Männer. Es war ja möglich, wollte sie gern zugeben, daß es auch Ausnahmen gab, aber was sie gesehen hatte und erlebt hatte — aber sie wollte nichts sagen, um Himmelswillen, sie wollte nicht schuld sein, wenn das Glück der jungen Leuten gestört wurde, und sie glaubte ja auch, natürlich, daß ihr Mann sie liebte.

Ihm war die alte Jungfer nicht besonders angenehm, aber er sagte nichts, weil er sah, daß seine Frau sie gern hatte.

Aber mit den hübschen Abenden war's nun vorbei; wo man so gemütlich bei einander saß; da war jetzt immer die Tante da und erzählte etwas, oder gab der Frau Rathschläge, etwa:

„Ja, weißt Du, das ist eine Hauptsache, immer gut lochen, dann behält Dich Dein Mann auch lieb“; und zu ihm wendet: „Nicht wahr?“

Sie lächelte dabei, weil sie glaubte, sie hätte einen Scherz gemacht; aber er hätte sie ohrfeigen mögen, diese alte Schachtel.

„Ja, Sie müssen mir dankbar sein, ich erziehe Selma noch für Sie. Nicht wahr, mein Herzchen?“

Er ging jetzt zuweilen Abends zum Spaten; da kamen die andern auch hin, und da spielte man dann seinen gemütlichen Skat, das war sehr nett da. Jeden Abend zu Hause sitzen, das geht doch auch nicht.

Sie that, als ob sie das ganz gern sähe. Zuerst war er immer verlegen gewesen; aber sie hatte ihn dann umfaßt und gesagt: „Geh, mein Männchen, geh' nur.“

Einmal, als er, wie gewöhnlich, so um zwölf Uhr nach Hause kam, geschah aber etwas Sonderbares. Es war ihm, als ob sich seine Frau bewegte; er dachte, sie schlief noch nicht und sagte: „Guten Abend, mein Herz.“ Sie antwortete nicht. „Aha, sie schläft doch“, dachte er; dann zog er sich leise aus und legte sich zu Bett.

Blötzlich hörte er, wie seine Frau in ihrem Bett schluchzte. Er rückte zu ihr.

„Aber Selma, was hast Du denn? Du bist wohl gar krank?“

Sie schob ihn mit der Hand weg. Er roch nach Bier und Tabak.

Er faßte ihren Kopf und küßte sie.

„Nein, nein, nein, laß mich!“

„Aber Herz, was ist denn nur?“

„Laß mich.“

Was sollte er nur machen.

Er rückte ganz zu ihr:

„Aber Selma, sei doch vernünftig, sag' mir, was Du hast.“

Sie antwortete nicht.

„Selma!“

Sie schwieg.

„Aber Selma, so sag' mir doch, was Du hast?“

Er war schon verdrießlich. Aber das durfte er sich doch nicht merken lassen; und so suchte er, so liebevoll, wie möglich, zu sprechen:

„Willst Du es mir vielleicht lieber morgen sagen?“

Keine Antwort.

Er war sehr ärgerlich. Aber er bezwang sich wieder.

„Dann gute Nacht, mein Herz, ja? morgen wirst Du es mir sagen!“

Er legte sich nieder auf seinen Platz. Eigentlich wußte er nicht so recht, ob er nicht doch noch mehr hätte zu ihr sprechen müssen; aber was sollte er ihr denn sagen? das Alles war ihm sehr peinlich.

Jedoch, da er ein paar Liter Bier getrunken hatte, so schlief er bald ein und schnarchte.

Als er am andern Morgen aufwachte, war seine Frau fort. Sie war zu ihren Eltern geflüchtet.

Er fragte die Tante: „Was hat denn Selma nur, ich habe doch nichts gemacht.“

„Nu, Sie werdens wohl schon wissen,“ antwortete sie kalt.

Er wußte nicht recht, ob er sich zum Kaffee setzen sollte. Eigentlich war das doch eine sehr wichtige Sache, daß seine Frau ihm fortgelaufen war; und da mußte man sich doch denn entsprechend benehmen; aber es war ihm nicht recht klar, wie.

Indeß die Tante hatte den Kaffeetisch zurecht gemacht, es war eine reine Serviette aufgelegt, und die Tasse und die Kannen waren sorgfältig aufgestellt. So setzte er sich dann.

„Für alles hat sie noch georgt“, sagte die Tante, „daß Ihnen nur ja nichts fehlen soll.“

Ihm wurde wieder unbehaglich zu Muth. Der Bissen blieb ihm im Halse stecken.

Er fühlte, daß er nun auch etwas sagen mußte; und so sagte er: „Wann kommt sie denn wieder?“ Sofort fühlte er aber, daß das eine fürchtbare Dummheit war.

Die Tante antwortete ihm gar nicht.

Nun ging er.

Er überlegte sich: sollte er sich auf die Pferdebahn setzen und erst vorher zu ihren Eltern fahren? Aber was sollte er denn dort sagen? So stand er da, wie ein gemalter Affe! Und wenn er noch wenigstens irgend was gewußt hätte! Verdammte Schweinerei! So 'ne Verlegenheit! Er zerkaute seine Zigarre, daß er ausspucken mußte.

Na, und was denn, wie wird das denn überhaupt aussehen!

Endlich kam ihm ein geschiedter Gedanke. Er würde so thun, als hätte er garnichts gemerkt. Natürlich, sie hatte ihm ja doch auch nichts gesagt; woher konnte er denn wissen? Er konnte ja denken, sie war bloß zum Besuch gegangen zu ihren Eltern!

Er zog die Stirnhaut in die Höhe. Ja, das war das Geschick!

Hm, aber wenn er nun Nachmittag aus der Redaktion käme, und sie war noch nicht da?

Na, das wird sich ja denn schon finden!

Nachmittag, als er aus der Redaktion kam, war sie noch nicht zu Hause. Das Essen stand auf dem Tisch. Die Tante hatte alles besorgt. Aber er war wieder nur für ihn allein gebedt.

„Selma noch nicht da?“

„Nein!“

„Hm, na gut, ich komme gleich wieder.“

Er fuhr zu seinen Schwiegereltern.

Die Schwiegermutter empfing ihn; sie führte ihn in die gute Stube und hieß ihn sich setzen. Ihr Gesicht war so ernsthaft und feierlich, in der Stube waren die weißen Rouleaux niedergelassen, Sessel und Sopha standen mit den weißen Ueberzügen da, die Luft war so frisch und kalt, daß ihm ganz unangenehm zu Muth wurde. Er setzte sich vorn auf die Kante des Kessels und behielt den Hut in der Hand.

Aber trotzdem er nun fühlte, daß das zu dieser Feierlichkeit gar nicht recht paßte, und daß das eigentlich dumm war, that er doch, als ob er noch von nichts wußte, und sagte:

„Ja, ich wollte nur eben mal vorsprechen, meine Frau ist hier, die wollte ich gleich mit abholen.“

Da die Schwiegermutter nichts antwortete, so setzte er noch nachträglich hinzu:

„... bei der Gelegenheit.“

Zuletzt begann auch die Schwiegermutter zu sprechen.

Sie hatte ihm viel zu sagen, sehr viel; vielleicht mußte es ihn in Manchem etwas peinlich berühren — sie möchte ja selbst gern — aber sie war doch nun einmal Mutter, und jede Mutter liebt doch ihr Kind — hier wurde sie bewegt.

Ja, Selma war ein sehr empfindliches Wesen, das gab sie zu; man mußte sie behandeln wie ein rohes Ei; und sie glaubte ja auch — er war doch ein Mann von Bildung — Selma hatte eben eine sehr gute Bildung genossen — da hatten sie nichts gespart, denn Bildung macht frei, und was zum Beispiel bloß allein die Singstunden gekostet hatten, na wenn er das hörte, so würde er 'nen Schred kriegen.

Und dann fing sie an zu weinen. Ach, ihr Kind, ihr Kind!

Jetzt wurde er aber bald ärgerlich; und er wußte noch gar nicht, weshalb eigentlich!

Dann führte sie ihn zu Selma und ließ ihn allein mit ihr.

Selma lag auf dem Sopha, mit weißem Gesicht, die Augen geschlossen. Sie hatte sich nicht gerührt, als die Beiden eintraten.

Er war noch wüthend von dem Geschwätz seiner Schwiegermutter her; er wußte, daß Selma jetzt nur eine Komödie spielte. Und so fuhr er sie denn barsch an:

„Na, darf ich jetzt vielleicht wissen, was ich verbroschen habe?“

Sie schlug die Augen auf und sah ihn an mit einem leidenden Ausdruck.

„Ach bitte, laß mich; ich bin krank.“

Dann schloß sie die Augen wieder.

Er setzte sich auf einen Stuhl. Jetzt wollte er energisch sein. Das war nöthig. Das Weib ist eben stets rezeptiv und passiv; es verlangt nach starken Einbrüden; ja es will sogar brutal behandelt sein. Vor der Brutalität hat es allein Respekt. Das hängt mit der Vererbung zusammen, weil die Männer früher immer ihre Frauen geschlagen haben.

„Nun, wirst Du jetzt aufstehen? Ich wünsche, daß Du nach Hause kommst.“

Sie antwortete nichts, bewegte nicht einmal ihr Gesicht.

„Selma!“ er sprach jetzt flehend, „ich bitte Dich, sei doch vernünftig! Was ist denn das?“

Er ergriff ihre Hand; sie ließ sie ganz schlaff in der seinen und sagte:

„Bitte, schlage mich nur, wenn Du willst!“

Entrüstet warf er ihre Hand zurück.

„Gut, gut!“ sagte sie.

Er lief im Zimmer auf und ab. Sie seufzte einmal, dann lag sie wieder regungslos.

„So sage doch was!“

Sie schwieg.

„Selma!“ Er kniete am Sopha nieder und suchte sie zu küssen. Sie entzog ihm immer ihr Gesicht.

„Selma! Liebst Du mich denn nicht?“

... Hast Du mich nicht lieb?“

Endlich antwortete sie. Sie schlug die Augen langsam auf, die Pupillen waren seltsam vergrößert.

„Ach, viel zu sehr!“

„Selma!“ Er jubelte auf. Und obgleich sie noch schwach widerstrebte, zog er sie doch an sich und küßte sie. Zuletzt erwiderte sie seine Küsse.

(Schluß folgt.)

Aus meinem „Bauernspiegel“.

Von Willibald Ragnl („Deutsche Worte“).

(5. Fortsetzung.)

Die Schen ist gleichbedeutend mit der Ohnmacht der kindlichen Natur gegenüber dem zöpiischen Leben und Denken der ganzen Bauernwelt. Diese Ohnmacht bleibt, und so lange der junge Mensch noch seinen natürlichen Eingebungen mit Bewußtsein, aber heimlich, nachgeht, ist er im bewußten Zwiespalt mit sich und läßt die wirkliche Verstellung, erst wenn er „tugendfam“ wird und das Natürliche auch vor seinem Gewissen verleugnet, wird er wieder eine sittliche Einheit und steigt zur „braven Verstellung“ empor. Von dieser Zeit an fühlt er sich als „gelezt“, wird sich einer gewissen Mannhaftigkeit bewußt, und getraut sich jetzt wohl auch mittelst etlicher alltäglicher Manierphrasen einen Diskurs mit den Alten, mit den Fremden, ja selbst mit einem „hohen Herrn“ aufzunehmen, wenn er grad angesprochen wird. Laßt also nicht mehr davon. Es ist im Uebrigen schwer von außen hinein zu errathen, welche Art der Verstellung in dieser oder jener jüngeren Person noch vorwiegend vorhanden ist. In Bezug auf das geschlechtliche Verhalten giebt es wohl bei den allermeisten noch die wirkliche Verstellung. Ein fröhlicher Verkehr mit dem andern Geschlecht ist von der Manier verpönt, wenn er so weit geht, daß er die gewöhnlichen Freundlichkeiten gegen das eigene Geschlecht überschreitet. Die meisten Burschen und Dirnen thun noch ein Uebriges in der Bravheit, indem sie einander gar nicht anschauen, indem sie mit eingezogenem Genick und prügelfestem Kopf aneinander vorübergehen, als ob sie sich gar nicht bemerkten. Selbst bei Tanzunterhaltungen läßt die Manier jede frohe Gegenseitigkeit der Geschlechter, die in Städten den jungen Leuten eine gewisse Ungezwungenheit, Gewandtheit und Eleganz des Verkehrs verleiht, die rohsinnliche Liebe zerstreut und eine gesunde offenerzige Schelmerei und Lustigkeit nährt, ja selbst den Geist anregt und die Gefühle adelt, auf dem Lande nicht aufkommen. Ist auch der öffentliche Verkehr ein recht „sittenreiner“, lästlicher, so ist es desto ärger im Geheimen, und weil der geschlechtlichen Liebe nicht Luft gemacht wird auf dem Bereich des Geistes und des feineren Gefühls — wozu eben eine von dem öffentlichen Verkehrston gestattete freundliche Gegenseitigkeit der Geschlechter nöthig wäre — so bleibt diese Liebe im Fleische stecken; der Bursch sucht heimlich, ganz heimlich an die Dirne heranzukommen, und es ist klar, daß die Unterhaltung — nicht eine geistige oder geistreiche sein kann, wo beiderseits kein Geist vorhanden ist. Ärger ist noch, wenn mehrere Burschen, die sich heimlich zusammenthun zur gegenseitigen Unterstützung, einer Dirne ihre nächtliche Aufwartung machen. Ist dann ein solches Treiben trotz aller Verschämtheit von natürlichen Folgen begleitet, — dann ist die Verlegenheit des bethörten Mädchens gar groß. Sie nennt freilich den als Vater, der ihr als Mann am besten gefiele, aber selten erreicht sie dadurch ihren Zweck, meist bleibt sie mit ihrem Kinde „sitzen“ für's ganze Leben. Und diese Schande bei der manierbraven Doffentlichkeit, die „so etwas“ natürlich „gar nicht begreifen kann!“ Gut charakterisirt ist dieses Treiben der verstaubten, durch diese übertriebene Heimlichkeit und Dummheit ausgearteten „Liebe“ in jener bäuerlichen Faschingspredigt (Osterr. Volkskalender 1865): „Es ist ihnen (den „Weibsbildern“) keiner z'jung und keiner z'alt — und keiner z'warm und keiner z'kalt; — ist einer trumm oder tropfet, — lahschädlet oder rothschopfet — hohlwangig oder ohne Zäh'n, schiech oder schön, — so heißt's: Du kannst mit mir geh'n; — und kommt einer von Schlampampen, — so pflegen sie ihm d'Wampen. — Ist ist's gar schlimm gethan, — und es heißt: was sang ich an?“ Wenn sich das „Weibsbild“ nur entschließen kann, die Schande vor der klosterstrengen Doffentlichkeit zu tragen, so ist's noch gut; öfter muß aber, „bevor es gar aufkommt“, der Dingerhaufen oder die Senkgrube aushelfen, wie ich zwei Fälle aus der Chronik meines eigenen kleinen Heimathsortes weiß. Solche Weibsen benehmen sich aber in der Doffentlichkeit sofort wieder „brav“, gehen fleißig jeden Sonntag mit dem Gebetbuch unterm Arm zu Predigt und Amt und versäumen das Beichtengehen nicht. Ja, wenn das lauter wirkliche Religion wäre! — Und gerade, während ich diese Abhandlung niederschreibe, hat ein schreiender Fall dieselbe Ortschaft in momentane Aufregung versetzt, die sich bald legen wird, sowie sich nur im Gedächtniß der Dorfbewohner der neue Fall mit den früheren ähnlichen vermisch hat. Eine Taubstumme, tiefäugig, zahlos, mit weitem stets grinsemdem und speichelüberlronnenem Munde, mit „hatschetem“ (hinkendem) Gange, das Bild entstellter Weiblichkeit, blöde, rachgierig und mehr Vieh denn Mensch — wurde schwanger und gebor, ohne daß die achtjamen Angehörigen, wie sie behaupten, eine Ahnung hatten, ein Töchterlein. Dasselbe darf der Mutter nicht überlassen werden, sie könnte es erdrücken und umbringen in ihrer Blötheit. Welche Last für die Familie! Der bübische Vater kann aber nicht gefunden werden; da man einem Verheiratheten dergleichen denn doch nicht zumuthen kann, so war es höchst wahrscheinlich einer von den eingezogenen, manierbraven Burschen, der bei diesem ungewaschenen Kretin die Freuden der Liebe suchte und der

nun, noch immer brav mit den Braven, fleißig mit ihnen zur Kirche geht und über den Thäter mitschimpft, mehr gequält von der Angst, entdeckt zu werden, als von dem Bewußtsein seiner Schlechtigkeit.

Allerdings muß hier bemerkt werden, daß die besitzenden Bauern auf ihre Töchter sonst ein wachsameres Auge haben und sie hüten und wahren, desto klüglicher sieht es aber mit den Diensthöfen und „Hulden-“ Töchtern aus, die auf ihre eigene und die Tugendhaftigkeit der Umgebung gewiesen sind. Der Bauer beherbergt sie ja gewöhnlich im Stall oder am Heuboden, wo es keine Kontrolle und Aufsicht giebt.

Nichts desto weniger benehmen sich die Dorfdörner in der Doffentlichkeit so „geschämig“, daß man sie für lauter heilige Theresien und Katharinen halten möchte. Die Burschen zeigen sich eben so leidenschaftlos und ruhig, ja sind eher feige als artig gegen die geschämigen Dorfschönen, deren Schönheit freilich gerade bei der Vernachlässigung der edleren Gegenseitigkeit der Geschlechter immer mehr herunterkommt. Und so ist man denn nach Außen allerseits „recht brav“ — recht ob und stumpf, und das ist's eben, was die Alten von der Jugend verlangen. „Werden jetzt noch schlecht genug“, sagt so ein alter Dorfsato, „wie erst, wenn man ihnen alle Lustigkeiten und Dummheiten anheben ließe!“ Und man glaubt nicht, wie kräftig das Eingreifen der Alten wirklich alle Ideale der Liebe aus den Herzen der jungen Leute reißt; nicht etwa, als ob dies wegen Ehrfurcht oder Gehorsam der letzteren gegen die ersteren so leicht möglich wäre; es ist vielmehr eine Art von Grausen und Ekel, wovon die jungen, noch natürlicheren Gemüther gegen die manierheiligen Alten erfüllt sind. Man muß ja bedenken, daß die ganze Dorfgesellschaft nicht durch Liebe, sondern bloß durch die Manier und „Pflicht“ zusammengehalten wird, die keine zarteren, gegenseitigen Empfindungen aufkommen läßt. Dazu müßte ja mehr Natürlichkeit vorhanden sein. Und dieses Grausen vor den Alten geht dann auch auf alles das über, in was diese sich angelegentlich einmischen; bei solcher Einmischung wird natürlich das zarte Pflänzchen der edlen Liebe noch eher geknickt, als irgend was anderes.

Noch ein Wort über das laute „Gaffeln“ oder „Fensterln“. Dieser Gebrauch ist bei uns so sporadisch, daß ich ihn nicht in die Darstellung des ländlichen Liebeslebens hineinziehen wollte. Gegen derartigen Unfug würden unsere älteren Dorfbauern zu scharf auftreten, und die jungen hätten nicht die Energie, sich etwa zu wehren oder zu behaupten, wie das anderwärts geschieht. Auch ist ein solches Treiben bei uns, wo die Bauernhöfe ganz an einander gerückt sind, nicht so leicht durchzuführen, als bei den „einschichtigen“, einsamen Bauernhöfen Steiermarks und Oberösterreichs. Wann indessen dergleichen vorkommt, so muß es so verstohlen und heimlich geschehen, und ist es dabei so sehr auf das Noh-Sinnliche abgesehen, daß es einen Aufschwung zu einem besseren Liebesleben der Dorfjugend nicht herbeiführen oder vorbereiten kann.

So wird denn die Unkeuschheit zur schwersten Sünde für das Gewissen der Landleute; denn der Geschlechtstrieb will sich in die Manier gar nicht schiden; und wenn man demselben irgendwie nachgiebt und seiner Natürlichkeit nachgeht, so kann man dies mit der löstlichen Manier auf keine Weise vor sich selber bemänteln, die Sünde wird bewußt, man muß sich dieselbe gestehen, und wenn man auch nach Außen dabei anständig ist — es ist doch eine „selbstgehandene“, eine wirkliche Verstellung, nicht eine „brave“. Der Neid, der Hochmuth, der Geiz — alles läßt sich vor dem eigenen Gewissen durch gute, gegenüber der Manier stichhaltige Gründe in den meisten Fällen rechtfertigen, die Unkeuschheit nie, sie muß jedesmal gebeichtet werden.

Ein „bürgerliches“ Schauspiel.

n. Ein Theaterstück, das trotz der kühlen Ablehnung seitens der Kritik auf dem Repertoire seine Herrschaft behauptet und volle Häuser erzielt, ist an sich nichts Auffallendes. Auch über das neue 4aktige Schauspiel von E. von Wildenbruch, „Die Haubenlerche“, das jenes Schicksal mit der Mehrzahl unserer zugkräftigen banalen Lustspielpossen theilt, könnten wir gelassen zur Tagesordnung übergehen, wenn es sich nicht schließlich als ein beachtenswerthes Symptom der bürgerlichen Denk- und Anschauungsweise entpuppt hätte.

Als literarisches „Ereigniß“ ersten Ranges erwartet, da es dem „Naturalismus“ in der Kunst neue Wege ebnen sollte, wurde es unter den Händen der Berliner Theaterzensoren zu einer sensationellen sozialpolitischen Charakterstudie aufgebauscht. Mit dem „Naturalismus“ war es eben nichts, denn dieser beschränkte sich auf etwas Berliner Dialekt und die Vorführung einiger Personen aus dem arbeitenden Volke, welche der Dichter zu jämmerlichen Karikaturen verzerrte. Desgleichen endete der himmelstürmende Anlauf zu einem „sozialen Drama“ in dem alltäglichen Morast einer trivialen Liebesgeschichte. Und doch blieb, ungeachtet dieser Schwächen, noch etwas übrig, um dem Dichter einen lauten Erfolg von Seiten des Theaterpublikums einzutragen — der erste Oktober. Herr Wildenbruch hatte unsere Parquetbesucher jedenfalls sehr richtig tarirt, als er im Angesichte jenes furchtbaren Tages sein Nachwerk losließ. Keine Donche konnte erfrischender auf die seit dem 20. Februar etwas erregten und mitgenommenen Nerven unseres Bürgerthums wirken, als die Herabwürdigung und Verspottung des Proletariats,

wie sie hier versucht wird. Ein Fabrikmädchen — noch dazu die Heldin des Stückes —, das sich vom ersten besien Bürgerbengel abküssen, Zehnmarkstücke in die Hand drücken, wie eine Gassendirne mit Wein traktieren läßt und fortwährend mit einem Auge nach der Prostitution schießt, muß das Herz so mancher Ordnungsmänner entzünden. Daneben ein dünnhafter „Gewerkschaftler“, der „besonnen“ wie ein freisinniger Leitartikel plappert, ein altväterlicher Wirrkopf, dessen hohle Phrasen nur durch seine Harmlosigkeit übertrumpft werden, und zuletzt eine Arbeiterwitwe mit der Denkweise unserer kleinbürgerlichen Familienmütter, wenn das nicht zieht, zieht gar nichts mehr. Kein Wunder, daß die Kritiken von den wüthendsten Ausfällen gegen die Arbeiterklasse und die Sozialdemokratie im Besonderen nur so stropften; dazwischen ein mörderisches Schnellfeuer von all den Schlagworten des lauten politischen Tageskampfes, die sonst nur das Gehirn der Federhelden über'm Strich in Siebhitze versetzen.

Wie anders treten diesen geistes- und charakter-schwachen Vertretern des Proletariats jene der herrschenden Bourgeoisie gegenüber! Der ideal angehauchte Fabrikbesitzer, von dessen Biedermannsklippen der süße Honigseim eines hohen Pflichtgefühls, edelster Harmonieduselei und arbeiterväterlichen Patriarchenthums träufelt. Dessen noch unmündiger Stiefbruder, der verächtlich auf den arbeitenden Plebs herniedersehend, cynische Pöbeleien über die Fabrikmädchen zum Besten giebt, einen kleinen Rothzuchtversuch wagt und als moralischer Sieger den Kampfplatz verläßt, da er den schwärmerischen Bruder durch die nüchternen Praktiken seiner individualistisch-manchesterlichen Weltanschauung gründlich belehrt. Dann die würdige Cousine dieser Eblen, die überlegen und sicher ihre Heirathsangel auswirft, da sie in der „feinen Bildung“, den „guten Manieren“ und der Kunst, Kaffee zu trinken, die unumgänglich nothwendigen Grundpfeiler jeder wahren Ehe erkannt hat.

Herr Wildenbruch hat sich nicht verrechnet. Die Gallerie war leer, Parquet und Logen überfüllt. Im Foyer feierten die politischen und „philosophischen“ Gemeinplätze der Kritik ihr hundertstes Jubiläum. Die glänzenden Equipagen von ganz Berlin hielten am Portale. Vor Beginn des letzten Aktes, dessen pitantes Dessert die behagliche Dinerstimmung der ersten drei Aufzüge mit Champagnerlaune wärmt, sprühte eine Heiterkeit im Parterre, wie am Premierschlusse einer erfolgreichen Lachposse. Die Bourgeoisie athmete auf, als ob das Sozialistengesetz verewigt worden wäre. Die „soziale Frage“ war gelöst, das „rothe Gespenst“ entpuppte sich als eine harmlose Refauer Spudgeschichte, die „Gesellschaft“ war gerettet. Alles durch die ersten 3 Akte der „Haubenlerche“, die wir für Zweifler jetzt kurz Revue passiren lassen.

Erster Aufzug. — Es wird allmählig Tag — das erste Sonnenlicht fällt auf die blumengeschmückte Terrasse und den fiesbestreuten Vorplatz einer Villa in der Nähe Berlins. Sie gehört dem Papierfabrikbesitzer August Langenthal, dessen Stiefbruder Hermann soeben — von einem nächtlichen Bummel durch Berlin heimkehrend — in Ermangelung eines Thorchlüssels über die Gartenmauer klettert. Keine leichte Arbeit nach einer Bierreise. Auf halbem Wege begrüßt er Lene Schmalenbach, ein hübsches, junges Dienstmädchen im Hause seines Bruders, die gerade zur Arbeit geht. Es folgt ein Gespräch, in dessen Verlaufe der „geistreiche“ Jüngling Herrn Wildenbruch zu dem Titel seines neuesten Schauspielers verhilft. „Lene, du trägst ein allerliebste sitzendes weißes Häubchen, kriechst früh aus dem Nest und trällerst ein lustiges Lied — du bist folglich — eine Haubenlerche.“ Hermann wärmt gleichzeitig seine Morgenunterhaltung mit allerlei Jadringslichkeiten, die der reizende Vogel nur schwach abwehrt. Ein Zehnmarkstück, das er Lene für die Deckung der Hausthür schenkt, soll sie in Zukunft geschmeidiger machen. Die Cousine des Jünglings erscheint auf dem Plan, nimmt von Lenens neuer Titulatur und Hermanns Nachtreise Notiz, um beides dem gleich darauf erscheinenden Hausherrn zu berichten, der hierüber nicht wenig ergrimmt ist, denn er liebt die Lene und haßt den Bruder. Dieser Fabrikbesitzer, „Herr August“, wie er auf eigenen Wunsch gemeinhin genannt wird, ist ein sonderbarer Kauz. Obwohl er das Schwabenalter bereits überschritten hat und die Prosperität seines Unternehmens ganz unzweideutig darauf hindeutet, daß ihm die edle Kunst der Plusmacherei nicht unbekannt ist, giebt er über das Wesen der kapitalistischen Produktionsweise gern recht kindliche Anschauungen zum Besten. Nicht auf einem Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit beruht nach seinen Ansichten die kapitalistische Kultur, sondern gerade auf der gemeinsamen friedlichen Zusammenarbeit von Herr und Knecht. Die ganze soziale Frage löst er im Handumdrehen durch die „Emporhebung“ des Arbeiters aus dem „Knechtsinn“ und durch die „Erziehung“ desselben zu einem gleichberechtigten „Genossen“. Auch heute langweilt er die Cousine mit seinen sozialen Problemen, zeigt ihr — wahrscheinlich zum hundertsten Male — die schönen Häuschen und Gärtchen, die er seinen Arbeitern gebaut und gepflanzt, macht sie auf das poetische Brunzen der seinen „Leuten“ gehörenden Schweine aufmerksam, das eben melodisch durch den Frühlingsmorgen tönt und findet nicht Worte genug, sein Wohlwollen, seine Menschenliebe u. s. w. in das richtige verklärende Licht zu setzen. Ja, sogar unsere „gute Gesellschaft“ bekommt einige Grobheiten zu hören, womit aber die Geduld der Cousine und jene des unruhig werdenden Parquets ihr Ende erreicht hat. „Herr August“ verschwindet hinter der Szene. Dafür stellen sich uns jetzt die drei übrigen Personen

des vorläufig noch „sozialen Dramas“ vor. Paul Jlesfeld — erster Arbeiter in der Papierfabrik — Lenens Mutter, eine an den Füßen gelähmte Arbeiterwitwe, die auf einem Rollstuhl heranzieht, und Ale Schmalenbach — Lenens Onkel — Lumpenfortirer und — Sozialdemokrat. Da auch die „Haubenlerche“ sich hinzugesellt, so ist das ganze Proletariat auf der Bühne versammelt. Mit Grauen beobachten die Logen die mordgierigen Bewegungen des schredlich „begehrlichen“ Ale, der kapitalisttödtende Blide um sich wirft. Ein Gläd, daß — wie immer — der Streit im Lager des Proletariats ausbricht, da der eiserne Reif des fallengelassenen Sozialistengesetzes die Massen nicht mehr zusammenschmiedet u. s. w. u. s. w. Jlesfeld liebt nämlich die Lene und da er wieder geliebt wird, handelt es sich nur noch um das Favort der Mutter, das unser Wüttgefelle jetzt durch ein Loblied auf seine „Kunst“ schnell zu gewinnen sucht. Onkel Ales Pfeife ist inzwischen ausgegangen, er ist schlecht gelaunt und macht Anstalten zu einer Rede, die gegen den bekannten Paragraphen des Sozialistengesetzes verstoßt. Er tritt an die Rampe — und schießt los — folgende Rede nämlich: „— Die Lage der Arbeiter — (er spuckt aus) das Kapital — (er spuckt nochmals) — die Reichen —“ er spuckt zum letzten Mal und zündet seine Pfeife an, mit stolzen Blicken den gräßlichen Erfolg seiner Worte beobachtend. Zuerst verschämt — dann lauter und lauter beginnt es im Parquet an zu rumoren, bis endlich die überschäumende Heiterkeit in einer johlenden Lachsalve endet. Also das ist die Sozialdemokratie, vor der wir gezittert? — aber erklärlich, Herr Richter hat es ja längst gesagt, das Programm kennen ja nicht einmal „die Führer“.

Die Fabrikglode ruft zur Arbeit, das gespaltene Proletariat schleicht gehorsam von dannen.

Das Wiedererscheinen Hermanns steigert die gehobene Stimmung des Parquets. Eben will er mit einem Küßchen die heut früh abgebrochene Unterhaltung mit der „Haubenlerche“ wieder anknüpfen, als sein sittenstrenger Bruder August mit einem Donnerwetter von Schimpfwörtern dazwischen hagelt. „Lump! Mädchen-schänder! Drohne! willst Du denn nie begreifen lernen, daß nur durch das brüderliche Einvernehmen zwischen Kapital und Arbeit die soziale Frage zu lösen ist? Daß keine Sozialreform, keine Sozialdemokratie, keine — da sieh die Häuschen, die Gärtchen, die Schweine —“

Hermann pfeift gelassen die Melodie zu dieser Lyrik und fertigt die Moralsaklereien seines brüderlichen Harmonieapostels durch eine leichte Hymne auf den manchesterlichen Individualismus ab. Tosender Beifall im Parquet, kein Handschuh bleibt ganz, als er ungefähr so schließt: „Gelten denn heut wirklich nur noch die Herren Arbeiter allein etwas und die „sparenden“ Kapitalisten gar nichts?“

Der Vorhang fällt, das Stück ist gerettet.

Im zweiten Akt sehen wir „Herrn August“ kurz entschlossen bei Frau Schmalenbach um Lenens Hand anhalten. Ohnmächtig ob der „großen Ehre“ sagt die gute Frau zu und segnet mit wimmernden Handlüssen den Schwiegerohn in spe. Onkel Ale schwört seine sozialdemokratische Religion des „Theilens“ ab und sucht mit wahren Fanatismus die anfangs widerstrebende „Haubenlerche“ für das Projekt zu gewinnen. Es gelingt ihm durch den Hinweis auf „Augustens großes Portmonet“, das allein die „ranken Beene“ der Mutter zu heilen im Stande ist. Jlesfeld erhält den Laufpaß, die Lene wird sofort dem „Herrn August“ verlobt. Im dritten Akt sehen wir die „Haubenlerche“ — im feinen Gretchenkostüm von Gerjon — sich unter der Obhut der Cousine und schweißtriefend mit den Elementarregeln der „guten Gesellschaftsmannieren“ abplagen, freilich mit wenig Erfolg. Nicht einmal das Kaffeetrinken kann so ein „Fabrikmädchen“, die wahrscheinlich bis zum 20. Jahre mit dem Lutschpfeifen aufgepäpelt worden ist, erlernen. Der Gedanke an ihren Jlesfeld drückt ihr das Herz ab, die Nähe ihres herrgottwürdigen Bräutigams schnürt ihr die Leberkehle zusammen. Ihr zukünftiger Schwager Hermann kommt zur richtigen Zeit. An dem „Brautpaar“ hat dieser schon lange seine geheime und stets wachsende Freude. Der Wunsch, seinen hochnäsigen Herrn Stiefbruder die arbeiterfreundlichen Grillen einmal ordentlich zu verleiden und gleichzeitig auch seine „Fabrikmädchenpraxis“ an der drallen „Haubenlerche“ zu versuchen, wird immer ungestämer. Onkel Ale, der die Rolle eines behäbigen Bourgeois bereits mit virtuosem Geschick spielt, wird ausgehört, eine Unterredung seines Bruders mit Jlesfeld belauscht und dann die verzweifelte Stimmung Lenens zu folgender plumpen Falle für die schöne „Haubenlerche“ benutzt. „Lene“, sagt er eines Tages ohne viel Umstände, „willst Du meinen langweiligen Bruder „Bräutigam“ los werden und in die liebenden Arme Deines Jlesfeld gelangen, so giebt es nur ein Mittel, brenne mit mir durch — natürlich nur zum Schein — wir müssen heute Nacht den letzten Akt von Wildenbruchs neuestem Schauspiel auf — meinem Schlafzimmer spielen.“ Daß die „Haubenlerche“ dumm genug ist, auf diesen Leim zu gehen, ist nach allem, was wir über diese neuentdeckte Vogelart bisher erfahren haben, selbstverständlich.

Dem nun folgenden 4. Akt verdankt das Stück neben der Verzerrung der Arbeiterrollen seinen Kassen-erfolg — trotzdem ein wenig geizigt ward.

Lene kommt wirklich des Nachts auf Hermanns Schlafzimmer, trinkt schweren Spanierwein, läßt sich die Hände voll Goldstücke füllen, von den „Freuden“ Berlins erzählen und entgeht nur durch die zufällige Dazwischen-

kunst des Herrn August und seiner Koufine einer Vergewaltigung. Während das würdige Brüderpaar gegenseitig mit dem Revolver „spielt“ und eifrig noch die letzte Hand an die Lösung der sozialen Frage legt, verduftet die Lene mit ihrem stets in der Nähe weilenden Miesfeld; allerdings nicht ohne vorher auf den Knien rutschend die Verzeihung ihres Erbräutigams erbittet zu haben. Ihre lachende Erbin ist die alternde Koufine.

Der Vorhang fällt zum letzten Male, der Dichter reibt sich vergnügt die Hände und der Zuschauer ist auf alle Fälle noch vergnügter, denn ob er Bourgeois oder Sozialdemokrat, sein Geld hat er dieses Mal nicht umsonst ausgegeben.

Außer Herrmann, dem vollendet gelungenen Gesamttypus unserer lieben Bourgeoisjugend und seiner würdigen Koufine, sind alle Personen zu Karikaturen verzerrt. Der Bourgeois „Herr August“ wohl gegen den Willen des Dichters, aber wer kann aus seiner Haut. Den Kapitalisten, der aus purer Menschenliebe und nicht, um seine Arbeitsflaven an die Scholle zu fesseln und in Abhängigkeit zu halten, Arbeiterwohnungen baut, soll Diogenes mit der Laterne suchen.

Ein Fabrikmädchen, das so beschränkt und naiv, wie die Lene, dürfte im Weichbilde Berlins schwerlich zu entdecken sein. Ebenso selten ein erster — also einigermaßen intelligenter — Arbeiter mit den mittelalterlichen Funktionsschattungen eines Miesfeld, wenn man auch die Arbeiterwitwe mit der handlungsbereiten Knechtseele einer Frau Schmalenbach noch passieren lassen will.

Es bliebe noch der Sozialdemokrat Alie übrig, jener Arbeitertypus, ohne den das ganze Wildenbruchsche Machwerk, trotz des „geschickten“ vierten Aktes, keine zweite Aufführung erlebt hätte. Kritik und Parquet-Publikum sind ob dieses wunderlichen Klogebruders, der seine Weisheit durch pathetische Armgesten und hohlstimmige Grunellante kund thut, in eine wahre Verzückung gerathen. „Ein Sozialdemokrat, wie er lebt und lebt! ein sozialdemokratischer Versammlungsredner von überwältigender Naturtreue!“ u. s. w. Was aber ist dieser Alie Schmalenbach in Wahrheit? Ein Sozialdemokrat, wie sich die Weißbierpolitiker einen solchen vorstellen. Diese Karikatur eines Sozialdemokraten kompromittiert allein die bürgerliche Phantasie, aus welcher sie entsprungen, den bürgerlichen Geschmack, welcher in ihr den typischen Vertreter des Proletariats erkannt zu haben glaubt.

Die blutigsten Epigramme auf ihre geistige Impotenz schreibt doch immer die Bourgeoisie selbst.

Zur Kunstgeschichte.

(Schluß.)

P. E. Natürlich darf man nicht annehmen, daß Ursache und Wirkung immer glatt in einander greifen. Schon von Anfang an ist die Sache viel komplizierter, als sie in der oben gegebenen Darstellung erscheint. Und nun erst die neuere Kunst!

Was wirkt da nicht alles ein! Durch die veränderte Produktionsweise wird der Mensch schneller, nervöser, hastiger; das wirkt auf die ganze Gesellschaft, namentlich auf den empfindlichsten Theil, die Künstler; das Leben in den Städten verändert sich von Grund aus und macht die Menschen anders, auf der einen Seite werden Moral und Glauben gelockert, auf der anderen Seite üben Reaktionen, wie namentlich die des heiligen Franziskus, wichtige Einflüsse aus. Dazu kommen politische Verhältnisse, ein Savonarola bedroht mit seiner Barbarei das Kunstleben im Süden, die Reformation vernichtet es zum Theil im Norden.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, ganz verständlich zu machen, wie ich mir eine materialistische Kunstkritik vorstellen würde. Jedenfalls wäre sehr viel Fleiß notwendig, um sich das ganze Material zusammenzutragen, namentlich wenn man bedenkt, daß man Bücher fast gar nicht benutzen kann, da in diesen gerade das fehlt, was man braucht.

Hermann Vahr hat sich die Sache nun äußerlich leicht gemacht. Aufgabe wäre: Wie wirkt die Veränderung der Produktionsweise auf die Kunstentwicklung? Vahr begnügt sich damit, gegenüberzustellen: wie — so; z. B. „Wie die Thätigkeit der mittelalterlichen Produzenten eingeengt war durch Regeln . . . so war die Thätigkeit des mittelalterlichen Malers beschränkt durch seine Unterwerfung unter die Gebote der überlieferten Malweise. Und wie das Gesetzmäßige und Gewohnheitsmäßige in der Produktion so mächtig war, daß Jeder den engen Kreis . . . noch einmal verengt . . . so galt auch dem Maler die Norm so heilig . . . daß es ihm nicht genügte, sie zu erfüllen . . . sondern er überdies mit peinlicher Mühe bestrebt war, sie auch genau in eben der nämlichen Weise zu erfüllen, wie die vergangenen Geschlechter.“ „Aber wie die Dekonomie plötzlich aufhört, immer nur eine vom Vorbild kaum zu unterscheidende Kopie der alten Dekonomie zu sein, und das Bestreben zeigt, in den überlieferten Formen oder mit den überlieferten Mitteln das Geschlecht der Väter an Leistungen zu übertreffen, so wetteifern nun auch die Maler in dem Beweis, welcher reicher Inhalt in den hergebrachten Normen verborgen gewesen.“ „Es ist das Zeitalter der Entdeckungen für die Malerei. Die Dekonomie entdeckt neue Märkte, die Malerei das unmittelbare Leben um sie herum.“ „Die zweite Phase der modernen Malerei beginnt, wie die zweite Phase des ökonomischen Prozesses charakterisiert wird durch die Vereinigung der bisher getrennten Arbeitsmittel, mit der Vereinigung und Zusammenfassung der vordem gesonderten Errungenschaften der einzelnen Schulen.“ Und so weiter.

Eine solche Gegenüberstellung mit: wie — so, ist nichts als eine Gegenüberstellung, die freilich sehr geistreich aussieht, aber nichts besagt. Ich kann sagen: „Wie meine Winterhose, durch das beständige Reiben beim Sitzen den Winter hindurch im Frühling geplatzt ist, so sind auch die Knospen der Bäume der unermüdlich

treibenden Kraft von innen gewichen und sind geplatzt.“ Das wird gewiß Jeder sehr richtig finden; aber erklärt habe ich durch diesen Satz jedenfalls gar nichts. Die Aufgabe ist: den Causalzusammenhang zwischen den beiden Gliedern: wie — so aufzufinden. Das Gegenüberstellen ist nicht die Lösung, es ist erst die Aufgabe. Streichen wir die Einleitung, wo Vahr seine Absicht erklärt, und geben wir die eigentliche Untersuchung einem unbefangenen Leser, so wird derselbe über diese lahlen Gegenüberstellungen so verwundert sein, wie über die Gegenüberstellung von Hose und Knospe.

Ein sehr geistvoller Artikel bespricht die „Weltanschauung des Individualismus“. Sicher ist diese Weltanschauung das legitimste Kind der bürgerlichen Produktionsweise und es wäre gewiß sehr interessant zu verfolgen, wie diese Weltanschauung in Erkenntnistheorie, Moral, Religion, Recht, Geschichte, Aesthetik, Lebensanschauung — überall, theils direkt als Folge des Kapitalismus, theils indirekt durch unbewußte Anpassung in Folge des ästhetisch-logischen Bedürfnisses, das keinen Widerspruch duldet, sich durchgerungen hat.

Aber welche Aufgabe! Noch hundert Mal schwieriger, als die vorige, weil ja alles studirt werden muß, nicht nur das relativ enge Gebiet der Kunst. Auch hier findet man wieder die erwartete Lösung der Aufgabe nicht, und das Ganze kommt eben auf eine allerdings recht interessante Schilderung des Individualismus hinaus, in welcher unter Anderem die Behauptung steht: „die Erfindung der Werkzeugmaschine entfesselt die aufschießenden Produktivkräfte zum vernichtenden Ansturm gegen alle Reste der überlieferten Produktionsverhältnisse. Der Ausdruck dieser tobenden Empörung im Menschengeiste ist der Individualismus.“ — Einfach wieder die lahle Gegenüberstellung: „der Ausdruck ist u. s. w.“ — Das sagt ja schon Marx; das ist ja das Thema, nicht die Lösung. Es fragt sich: inwiefern, warum, ist es der Ausdruck?

Ungleich werthvollere Leistungen erzielt der Verfasser da, wo sein Thema beschränkt ist und er sich nicht unmögliche Aufgaben stellt. So in den Aufsatz über Ibsen, wo er die einzelnen Momente, aus denen seine Dichtung zusammengesetzt ist, mit feiner Kritik auseinanderlegt und von jedem die Entstehung aufweist. — Eine Reihe von andern Kritiken haben hier weniger Interesse, obwohl sie an sich zu den vorzüglichsten Theilen des Buches gehören, da das Moment der materialistischen Geschichtsauffassung nicht so klar hervortritt, und es zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, wenn ich die verborgenen Fäden hier noch klar legen wollte.

Das Vahr'sche Buch ist ein Versuch; sein Werth liegt darin, daß es versucht ist. Für uns ist jedenfalls sehr interessant, zu sehen, wie sich unsere Gedanken, gleich dem biblischen Sauerteig, überall durchsetzen.



Süd-Deutsche Postillon
Humorist. satyr. Witzblatt

Dieses Blatt, überall gern gelesene Junge ist bereits 9 Jahre alt und spricht von lebensreicher Heiterkeit. Der „Süd-Deutsche Postillon“ bringt scharfsinnige ins Schwarze treffende Zeitgedichte und schwingt die Felle der Satire über die politischen und sozialen Schäden.

Der „Süd-Deutsche Postillon“ ist seit sorgfältig den fernsten, herzerweichenden Humor, mit der gleichen Schärfe leckt er sein Gefährt durch die Rechen länder der Dichtung und die blühenden Niederungen der Prosa.

Ein Club ausgewählter Mitarbeiter steht dem „Süd-Deutschen Postillon“ zur Seite und die besten Zeichner, die trefflichsten Künstler schmücken ihn mit prächtigen Bildern, die aus dem öffentlichen und privaten Leben herausgeholt sind.

Der „Süd-Deutsche Postillon“ verleiht nie den Anschlag, kommt stets ans rechte Ziel und ist der Liebling aller Postträger.

Der „Süd-Deutsche Postillon“ erscheint monatlich 1 mal und kostet frei ins Haus

vierteljährlich 40 Pf.
Jede einzelne Nummer 10 Pf.
Eingetragen im deutschen Postregierungsamt unter Nr. 5873
im Bayer. unter Nr. 661.

Redaktion und Expedition:
München, Senefelderstraße 4.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bairisch-Bier-Lokal.
1 Saal zu Versammlungen und
2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wuttke,
Friedrichsbergerstr. 20 pt.
nicht zu verwechseln mit Carl Wuttke (früher) Weberstr. 10

Albert Auerbach,
Berlin S., Gottbuscher Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Geste Preise.



Solidarität!
Arbeiter! Nur Güte, welche nebenstehende Marke unter dem Schweißbier tragen, bieten Garantie, daß den Verfertignern gerechter Lohn wurde!
Kauft nur Güte mit dieser Marke!

!!! Aufruf !!!

an alle zielbewußten Arbeiter Deutschlands!

Wer ohne finanzielle Opfer helfen will, daß den Arbeitern der Hutbranche gerechter Lohn werde, wer daran helfen will, daß ohne Streiks im Hutgewerbe der achtstündige Arbeitstag eingeführt werde und dadurch Platz geschaffen wird für Tausende von Arbeitern, welche jetzt elend auf der Landstraße verkommen, laufe in Zukunft nur Güte, in denen obige Marke eingeklebt ist.

Das Einkleben der Marke beim Kaufen ist Selbstrug, die Marke muß schon vorher im Gute kleben.

Wir bitten, genau auf den Text der Marke zu achten.
Für die Arbeiter der Hutindustrie:
Die Kontrol-Kommission.
Berlin, 1890.

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte

Uhrenfabrik

von **MAX BUSSE**

157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,
verkauft jetzt sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von

Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaren
zu fabelhaft billigen Preisen.

Spezialität: Ringe.

Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.



W. Gründel's Restaurant

(früher: H. Wendt.)

Dresdener-Strasse 116.

Arbeitsnachweis und Verlebe der Buchbinder, Schlosser, Drechsler, Maler, Tischler, Stellmacher, Sattler und Gärtner.

Reichhaltiger Frühstück-, Mittags- und Abendtisch.

Vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.
2 Billards. — Saal zu Versammlungen.
Fernsprech-Anschluß. Amt 9a. Nr. 578.

Empfehle meinen werthen Freunden und Genossen sowie den Lesern dieses Blattes mein

Cigarren-Geschäft.

Carl Lehmann,

Brunnenstr. 83, dicht am Humboldtthain.

Der Arbeits-Nachweis

der

Klavier-Arbeiter

befindet sich jetzt Rannysstr. 78, im Restaurant **Winkler**. Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr u. Sonntags Vormittags von 10-11 1/2 Uhr an Mitglieder wie an Nichtmitglieder unentgeltlich statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission.

Büsten von Marx, Lassalle, Liebknecht, Bedel, Göttin der Freiheit, in Weiß und Bronze, sowie dazu passende Konsolen sind zu bedeutend herabgesetzten Preisen zu haben. Ebenso sind Bilder mit und ohne Rahmen von Vertretern der Sozialdemokratie, Gruppenbilder, Lassalle „Kampf gegen die Kapitalmacht“, Grabdenkmal, Göttin der Freiheit u. s. w., stets vorräthig bei

A. Hoffmann.

Halle a. d. S., Schweifgasse 16.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.

von **J. Meyer**
Nr. 1, Wiener Straße Nr. 1,
(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).
Guirlanden 15 Pfg. pro Meter.
Doppelbügelige Vorbeerfränze von 50 Pf. an.
Toppflanzen, Bouquets u. gut u. billig.